

Herne Anzeiger



Er erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Verkaufspreis halbmündlich Mark 1.08, monatlich Mark 2.16, frei ins Haus gebracht; durch die Post monatlich Mark 2.20 — einschließlich 48 Pf. Postgebühren, hierzu Beifolgebild 36 Pf. — Vollständigkeitskonto: Dortmund 1907.

Kreisanzeiger für den Stadtkreis Herne
Sobinauer Anzeiger, Gerthner Anzeiger
Druck und Verlag: Roethers & Röttches, Herne
Hermann-Öhring-Straße 8, neben der Hauptpost.

Anzeigenpreis: 1 mm Raumhöhe 4 Pf., im Tertial 25 Pf., Verlagsan-
kündigungen (im Tertial) je mm 10 Pf., Währungs- und Sommerferienanzeigen
je mm 3 Pf., Währungs- und Sommerferienanzeigen je mm 3 Pf., Währungs- und Sommerferienanzeigen
Sammelnummer 52541 / Drahtschreib: Anzeiger Herne.

Nr. 203 (Erstes Blatt)

Samstag, den 29. August 1936

32. Jahrgang

Basen und Katalanen

Die Unabhängigkeitsbestrebungen während des spanischen Bürgerkrieges

Die breite Öffentlichkeit gibt sich bei ihrer Beschäftigung mit den augenblicklichen Vorgängen nicht immer Rechenschaft darüber ab, daß Spanien nicht ein Staat aus einem einheitlichen Volk ist, sondern daß die Könige von Katalanien teils durch Eroberungen, teils durch Verträge mit den angrenzenden Ländern, erst das moderne Spanien, so wie wir es kennen, geschaffen haben. Niemals jedoch hat die Zentralisierung der Staatsgewalt in Madrid die Gegensätze zwischen den später eingefügten Provinzen auszugleichen vermocht. Im Bürgerkrieg, der jetzt durch die spanischen Länder tobt, treten sie erneut in ihrer ganzen Schärfe hervor. Wir sehen mit Verwunderung, daß ein Teil der Basen gegen den anderen, und trotz der streng katholischen Einstellung auch an der Seite der Madrider Marzisten kämpft, weil ihnen dort die Unabhängigkeit ihres kleinen Vaterlandes zugelegt worden ist. Wir hören von der Regierung der Katalanen, die nichts, oder doch nur sehr wenig, mit der Madrider Regierung gemein haben wollen, und die gleichfalls die volle Unabhängigkeit Katalaniens anstreben.

Die separatistischen Bestrebungen in Katalanien wurden zur Zeit der Monarchie mit eiserner Hand unterdrückt. Erst die Ausrufung der Republik brachte darin einen Wandel, ja der republikanische Umsturz wurde erst möglich, weil im sogenannten Pakt von San Sebastian eine Einigung zwischen den Katalanen und den übrigen Republikanern Spaniens zustande gekommen war, die den Forderungen der Katalanen gerecht wurde. Am 11. September 1931 wurde dann der autonome Staat Katalanien mit der Hauptstadt Barcelona unter dem früheren Separatistenführer Durruti Macia durch feierliche Proklamation verkündet. Der neugegründete Staat umfaßt die vier Provinzen Barcelona, Gerona, Lerida und Tarragona, die zusammen eine Ausdehnung von 12.000 Quadratkilometer belegen und ungefähr 3 Millionen Einwohner aufweisen. Die Landesprache, das Katalanische, das aus der Sprache der Troubadoure hervorgeht, wird im restlichen Spanien nicht verstanden. Der 11. September, an dem die Autonomie verkündet wurde, galt bis dahin als Volksfeindtag, denn am 11. September 1714 hatte Philipp V. die Freiheit Katalaniens nach einem blutigen Aufstande unterdrückt. Die revolutionäre, nationale Symbole „el Segadors“ (Die Schmittler), unter deren Klängen die Katalanen gegen die Kaiserlichen kämpften, wird auch heute noch gesungen, und der jetzige Präsident Companys wurde noch 1934 zu dreißig Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er sich an die Spitze des Aufstandes zur Befreiung Katalaniens vom übrigen Spanien gestellt hatte.

Unterscheiden sich die Katalanen von den übrigen Spaniern, so tun es die Basen noch viel mehr. Sie bilden in der Tat ein Volk für sich, dessen Sprache und Lebensverhältnisse in unerlöschlichen Zeiten zurückzuführen. Das in die Pyrenäen eingebettete Baskenland umschließt die vier Provinzen Vizcaya, Guipuzkoa, Alaba und einen Teil Navarras mit nicht ganz anderthalb Millionen Einwohnern. Unter der Forderung „Jaunkoizua Euzkizara“, das bedeutet „Gott und das alte Gesetz“, sammelten sich die Basen unter ihrer rot-weiß-grünen Fahne auf ihren Gebirgsabhängungen und in ihren Dörfern, singen ihre Symme und fordern ihre Unabhängigkeit. Delegierte der vier Provinzen haben zuerst in Estella und dann in Arun Konferenzen abgehalten und der Madrider Regierung ein sehr radikales Autonomieprogramm vorgelegt. Navarra allerdings hat auf diesen Konferenzen eine Sonderstellung eingenommen, und unter der Parole „es lebe unser König Christus!“ alle Verhandlungen mit Madrid abgelehnt, solange die antiklerikale Politik Spaniens fortdauere, und solange nicht eine Verfassung mit dem Papst stattgefunden hat. Die Traditionen und Carlisten haben ihren entschlossenen Anhang im Baskenland. Dort in Navarra wurde unter dem Ruf „Gloria Euzkadi Astutia“, d. h. es lebe das freie Baskenland, die basische Freiheitsfahne geplant.

Im Bürgerkrieg sehen wir nun, daß ein Teil der Basen einen Pakt mit Madrid vorgezogen hat, in der Hoffnung, die volle Unabhängigkeit ihrer Provinzen zu erlangen, während der andere es ablehnt, mit dem „Teufel“ einen Vertrag zu schließen, und mit ganzem Herzen an der Seite des Generals Mola kämpft. Ein kleiner Teil der Basen lebt übrigens auf französischem Gebiet, er steht mit den spanischen Basen in freundschaftlicher Verbindung, befehlt sich gerne mit Konterbande, spielt aber politisch keine besondere Rolle.

Auch Galicien verlangt seit Proklamation der Republik autonome Rechte. Es bildet den Übergang zwischen Spanien und Portugal und das Galicische ist eine spanisch-portugiesische Mischsprache. In Vigo fand vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges ein Kongreß der galicischen Autonomisten statt, der aber ziemlich ergebnislos verlief. Zudem befindet sich im Minenbezirk von Bilbao eine der hochburgenden der rätelsten spanischen Revolutionäre, die sich nicht um nationale Belange kümmern, sondern aufgereizt von Moskau Agenten, hinter dem roten Hammer und Sichelbanner marschieren.

Die Generale, die sich zur Rettung Spaniens erhoben haben, wollen auch von einer Feststellung ihres Vaterlandes in autonome oder gar unabhängige Kleinstaaten nichts wissen. Sie erklären, daß sie jedes Volkstum achten und daß sie weder Katalanen noch Basen in ihren Eigenheiten behindern wollen, sie sollen ihr Volkstum frei entfalten.

Rundfunkarbeit mitten im Volk

Reichsminister Dr. Goebbels sprach bei der Eröffnung der Funkausstellung / Richtlinien für das Rundfunkprogramm

Berlin, 28. August.

Die 13. Große Deutsche Rundfunkausstellung Berlin 1936, eine Schau technischer Wunder und Erfindungen, ist Freitag vormittag im Gegenwart von Mitgliedern der Reichs-, Staats- und Rätehöfen, sowie der Partei, von ausländischen Diplomaten und von Vertretern aus Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft durch den Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Dr. Goebbels feierlich eröffnet worden.

Den feierlichen Akt leitete der Fanfarenmarsch auf das Haupteingangstor. Erst nach dem Schluß des Lebens, gespielt vom Musikcorps der Aufklärungsabteilung 3 unter Stabsmusikmeister Thiele ein. Dann wurde das Festliche Vorspiel zu einer nationalsozialistischen Feier von Karl Ehrenberg durch das Große Funkorchester des Reichslandessenders unter seinem Dirigenten, Generalmusikdirektor Fritz Jaun-Köln vorgetragen.

Die Begrüßungsansprache hielt der Staatskommissar der Hauptstadt Berlin Dr. Vippert, der nach Begrüßungsworten die Bedeutung des Reichsministers Dr. Goebbels bei der Zukunft des deutschen Rundfunks hervorhob. Auch die 13. Große Deutsche Rundfunkausstellung werde in ihrem inneren Wesen und in ihrem äußeren Bilde wieder eine Werbung für Deutschland sein.

Weiter erinnerte der Staatskommissar an das Brandunglück, das die Rundfunkausstellung 1935 heimgeführt hat und erklärte in diesem Zusammenhang, daß es hier gelange, sei, Unglück in Glück zu wandeln. Denn man könne sagen, daß der Brand die Freie geschlagen habe für die Zukunft des Berliner Ausstellungsquartiers. Unter den Augen des Führers und Reichsministers sowie auf das besondere Streben des Reichsministers Dr. Goebbels seien die seit langem geplanten Neuanlagen energisch in Angriff genommen worden, so daß man heute bereits die ersten fertigen Teile des großen Zukunftswerkes sehen könne.

Der zweite Redner zur Eröffnungsfeier Dr. Goetz, der Leiter der Fachgruppe Rundfunk der Wirtschaftsprüfungskammer, gebärdete einleitend ebenfalls der Brandkatastrophe im vorigen Jahr und beleuchtete dann den ungeheuren Aufstieg der gesamten deutschen Rundfunkwirtschaft, sowie der Erfolge des Volkseenders.

Reichsminister Dr. Goebbels

Das Wort zu der Eröffnungsansprache. Reichsminister Dr. Goebbels erteilte einleitend jenen Propheten eine deutsche Abfolge, die bei der Nacht-

erregung des Nationalsozialismus einen völligen Zusammenbruch Deutschlands in kurzer Frist vorausgesagt hatten.

Die damals nicht müde wurden, schwarz zu leben und zu schmähern, hielten heute die immer wiederkehrende Reihe nationalsozialistischer Erfolge für geradezu selbstverständlich. Laute aber irgendwo ein Hindernis auf, dann sei bei diesen Kritikern das Gesamtwerk des nationalsozialistischen Aufbaues schnell vergessen und man sich nur noch die entzündende Schmelze. Es sei daher gut, sich hin und wieder auf bestimmten Spezialgebieten einen Generalüberblick zahlenmäßiger Erfolge zu verschaffen, um an ihnen zu erkennen, wie klein und bedeutungslos gelegentliche Rückschläge seien, die hier und da im Verlauf einer Entwicklung immer wieder vorgezeichnet werden müßten.

Am deutschen Rundfunk, der sich heute zum vierten Male in einer großen Gesamtschau dem nationalsozialistischen Deutschland zeige, könne man das besonders deutlich erkennen. Er habe in dem hinter uns liegenden Rundfunkjahr allein mit seinem Olympia-Weltfest eine Leistung vollbracht, die einzigartig in der Welt dastehe. Durch die umfassenden technischen Vorbereitungen des deutschen Rundfunks habe die ganze Welt an den Olympischen Spielen 1936 teilnehmen können.

„Aber in 28 Sprachen wurde vom Olympia-Weltfest geseendet, 140 Sprecher gelangten zum Einlaß, von denen 70 von ausländischen Nationen nach Berlin gelangt waren. In den 16 Tagen der Olympischen Spiele kamen über 3000 Berichte zur Sendung. Davon gingen 500 über die deutschen und 2500 über die ausländischen Sender. Allein 10 000 Schallplatten wurden in den Hauptstädten der Welt aufgenommen.“

320 Mikrophone fanden auf den Olympischen Kampfplätzen ihren Einlaß. Es erwies sich als notwendig, 17 Rundfunkzentralen einzurichten, die von 29 europäischen und außereuropäischen Sendegesellschaften benutzt wurden. Die Hauptstationen mit einer Länge von 21 Meter und einer Höhe von 2 1/2 Meter wies 10 000 Eingangsbühnen auf und ist geradezu als ein Wunderwerk der Technik zu bezeichnen. Es konnten zur gleichen Zeit 70 Sendungen auf Platten genommen werden und 30 verschiedene Sendungen nach allen Erdteilen zur Ausbreitung gelangen.“

Die Zahl der deutschen Rundfunkteilnehmer

sei in den hinter uns liegenden Jahren wieder am starksten. Von 618 732 auf 7 404 144 erhöht worden. Damit mehrten sich die Teilnehmer an der Höhe der Rundfunkteilnehmer mit England an zweiter Stelle.

Das außerordentliche Anwachsen der Teilnehmerzahl der Rundfunkausstellungen in Berlin von 114 000 Menschen im Jahre 1933 auf 480 000 Menschen im Jahre 1935 beweise das erhöhte Interesse am deutschen Rundfunk, das auch nicht ohne Einfluß auf den Ausbau von Rundfunkempfangern geblieben sei. Im Rundfunkgeschäftsjahr 1932-33 seien 1 340 000 Geräte, im vorigen Rundfunkgeschäftsjahr 1 939 000 Geräte, es sind in diesem Jahr bis zum 30. Juni schon 1 300 000 Geräte abgesetzt worden. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß das Hauptgeschäft erst in den kommenden Wintermonaten einsetzt. Von zwei Millionen Volksempfängern „RE 301“ seien bereits 1 944 886 verkauft.

Die Zahl der im deutschen Rundfunk angestellten Personen sei von 2019 Festangestellten im Januar 1933 auf 3166 im Jahre 1935 und 3395 bis zum 30. Juni dieses Jahres gestiegen. Während im Rundfunkjahr 1932-33 260 000 Mitwirkungen zu verzeichnen waren, seien es im Jahre 1935-36 650 000 Mitwirkungen gewesen. Auch, gemessen am vorigen Rundfunkjahr, sei bereits wieder eine Steigerung um 180 000 Mitwirkungen zu verzeichnen.

Während — wie Reichsminister Dr. Goebbels betonte — früher für Honorare und Sendegeldern jährlich 9,5 Millionen ausgemessen wurden, stehen heute für den gleichen Zweck 17 Millionen zur Verfügung. Von besonderer Bedeutung ist hierbei die Feststellung, daß von den gesamten, dem Rundfunk zur Verfügung stehenden Mitteln 74 v. H. auf die Sendungen, 16 v. H. auf die Technik und 10 v. H. auf die Verwaltung entfallen.

Reichsminister Dr. Goebbels gab ferner bekannt, daß auch die Leistungen des

für die Verbindung des gesamten Auslands-Deutschtums

mit der gesamten Volksgemeinschaft so wesentlichen deutschen Kurzwellensenders eine außerordentliche Steigerung erfahren haben. Es werden zur Zeit sechs Zonen erklärt, und zwar Afrika, Südostasien mit Australien, Ostasien, Südamerika, Mittelamerika und Nordamerika. Die Zahl der augenblicklich betriebenen Kurzwellensender beträgt 12. Während im Jahre 1934 der deutsche Kurzwellensender 17 325 Darbietungen aufweisen konnte, waren es im Jahre 1935 25 657 und sind es bis zum 30. Juni dieses Jahres allein 13 755 gewesen.

Neben dem Fernhören habe der deutsche Rundfunk auch im Fernsehen einen außerordentlichen Ausbau erfahren. Am 15. Januar 1936 wurde der regelmäßige Fernsehbetrieb des Reichslandessenders Paul Rippow-Berlin aufgenommen. Neben der täglichen Sendung von zwei Stunden wurden während der Olympischen Spiele zusätzlich weitere sechs Stunden gegeben, so daß der deutsche Rundfunk mit einem achtstündigen Fernsehbetrieb aufwarten konnte. Neben den 10 in Betrieb befindlichen Fernsehtuben in Berlin fanden während der Zeit der Olympischen Spiele zusätzlich weitere 15 Fernsehtuben zur Verfügung, so daß während der 16 olympischen Tage in 25 Fernsehtuben über 150 000 Volksgenossen an den Olympischen Spielen unmittelbar teilnehmen konnten.

Der Minister würdigte dann

die großen kulturellen Leistungen

des deutschen Rundfunks in dem hinter uns liegenden Rundfunkjahr, so z. B. die Sendungen des großen Mozart-Jubiläums, in dem in 25 Sendungen nicht nur die Werke Mozarts und die Stationen seines kühnen Lebens, sondern auch ein Einblick in die großen geistlichen Entscheidungen dieses einzigartigen Menschen und Künstlers gegeben wurde, die Weiterentwicklung des deutschen Rundfunks, in denen lebende deutsche Künstler von Welttra-

v. U.-St.

Verschöpfung in der Roten Armee?

Genjanteile Enthüllungen des „Daily Express“ / Unbegrenzte Vollmacht für den G.P.U.-Chef / Mehrere Generale verhaftet

London, 28. August.

„Daily Express“ bringt auf der ersten Seite unter größter Aufmerksamkeit eine Meldung ihres Berichterstatters aus Moskau, wonach der Chef der G.P.U., nach einer Geheimkonferenz mit Stalin Vollmacht erhalten habe, nach eigenem Gutdünken jedermann zu verhaften, den er für einen Geheime Stalins halte. Es handelt sich um die größte Säuberungsmaschine in der Geschichte der Sowjetrepublik.

Vier hohe Offiziere, die Generale Schmidt, Sanoninow, Kusnezow und Tulin seien gleichfalls verhaftet worden. Es bestehe der starke Verdacht, daß innerhalb der Roten Armee eine Verschwörung vorbereitet werde, um den Kriessminister Woroschilow zu ermorden. Berichte seien im Kreml eingetroffen, daß in ganz Russland in den Garnisonen Flugblätter verteilt würden, die zum Aufbruch aufrufen mit den Worten: „Trotki, Guert Führer, der die Armee geknechtet hat, ist verbannt, kämpft für ihn. Rache für Sinowjew und Kamenew.“

Das Blatt bringt ferner einen langen Bericht über die Arbeit der G.P.U.-Agenten in der Londoner Sowjetbotschaft.

Die Witwe Lenins gegen Stalin

Moskau, 28. August.

In Moskau sind Gerüchte verbreitet, daß zwischen Stalin und der Witwe Lenins, Krupskaja, ein ernstes

Konflikt ausgebrochen sei. Die Krupskaja, auf deren Fürsprache bei Stalin im Januar 1935 Sinowjew, Kamenew, die der „moralischen Schuld an der Ermordung Kirows“ angeklagt waren, nur zu einer Gefängnis- und Verbannungstrafe verurteilt wurden, habe heftige Kritik an dem Todesurteil gegen Sinowjew und Kamenew, die zu den engsten Mitarbeitern Lenins gehörten, geübt. Darauf soll es nach einer anderen Version zu einer hitzigen Auseinandersetzung zwischen ihr und Stalin gekommen sein, in deren Verlauf Stalin der Witwe Lenins schärfstens unterlag, hat sich in die politischen Angelegenheiten seines Regimes einzumischen. Nach einer anderen Version hat Stalin es überhaupt abgelehnt, die Krupskaja zu empfangen, worauf sie eine Beschwerde an die Parteileitung gerichtet habe. Es wird mitgeteilt, daß der Witwe Lenins die Verbannung und die Verbannung aus Moskau drohe.

Trotski wird interniert

Sole, 28. August.

Wie der norwegische Außenminister bekannt gibt, hat die norwegische Regierung beschlossen, Trotski und seine Ehefrau zu internieren. Der Grund für diesen Beschluß liegt in der ausbreitenden Meinung, Trotski, die ihm für einen weiteren Aufenthalt in Norwegen auferlegte Bedingung, sich nicht mehr politisch zu betätigen, anzunehmen.

Die beiden Exzentriker Trotski werden aus dem norwegischen Staatsgebiet ausgewiesen.

Protest Francos gegen Goldausfuhr

General Franco Oberbefehlshaber der nationalen Streitkräfte / Fragen an Frankreich

Sendung, 28. August.

Der Radiosender Burgos protestierte am Donnerstagabend gegen die andauernde Goldausfuhr der Bank von Spanien nach Frankreich, die allmählich nicht mehr zu veranschlagende Beträge erreichte, und fragt Frankreich, was es denn eigentlich mit diesem Gold vor habe und was die Gegenleistung dafür sei?

Ferner teilte Burgos mit, daß General Franco von dem nationalen Verteidigungsausschuß in Burgos zum Oberbefehlshaber sämtlicher nationaler Streitkräfte Spaniens ernannt worden sei.

In diesem Zusammenhang wies der Sender erneut auf den eigentlichen Sinn der nationalen Bewegung hin und wies die sich mit aller Schärfe gegen die Bewegung, daß es sich um die einseitige Vertretung irgend einer sozialen Klasse handele. In den Reihen der für die Befreiung Spaniens von Moskauer Diktator kämpfenden Männer befänden sich Angehörige aller sozialen Schichten und aller Parteien, die nur ein Ziel kennen, ihr Vaterland von den negativen internationalen Einflüssen zu befreien und den spanischen Staat auf einer neuen starken und sozial gerechten Grundlage auszubauen.

Gowjetdijije in Malaga?

Sendung, 28. August.

Wie vom Sender Burgos gemeldet wird, soll ein russisches Transportschiff die Meeresnahe von Gibraltar durchquert und Kurs auf Malaga genommen haben. In

der Meldung wird übrigens die noch nicht nachprüfbare Behauptung aufgeführt, daß dieser Dampfer von zwei französischen Torpedobooten begleitet gewesen sei.

Am Donnerstagabend fand zwischen Bilbao und Madrid eine Hundertkündigungs-Karte, in deren Verlauf der rote Oberbefehlshaber von Bilbao mit schlecht verschleierte Wutworten die Hauptstadt um Entsendung von Keleremännschaften und Material bat. Diese Bitte ist jedoch von Madrid abschlägig beschieden worden.

Der Radiosender Coruna teilt mit, daß die im Besitz der Marzisten befindliche Stadt Gijon ebenfalls Madrid um Unterstützung gebeten habe, ohne eine positive Zusage erhalten zu haben.

Ferner sollen im Guadarrama-Gebirge zahlreiche Angehörige der Zivilen Garde zu den Nationalisten übergegangen sein.

Strommangel in San Sebastian

Sendung, 28. August.

Der Radiosender San Sebastian gab in einem Aufruf an die Bevölkerung bekannt, daß die Elektrizitätswerte nicht mehr genügend Strom betrieilen können, weshalb der Verbrauch ganz wesentlich eingeschränkt werden müsse. Kraftmaschinen, Haushaltgeräte usw. dürfen nicht mehr betrieben werden. In jeder Wohnung dürfe nur noch eine kleine elektrische Lampe brennen.

Dieser Aufruf zeigt, daß das Elektrizitätswerk verfallenden Wasserkräfte bereits von den Nationalisten besetzt sind.

wird, muß abgewartet werden, aber es ist kaum denkbar, daß die Basen als fromme, ja als fanatische Katholiken die kirchlich-überlieferten Gebräuche ihrer roten Bundesgenossen noch lange ertragen werden. Sind die basischen Festen Arun und San Sebastian erst von den nationalen Truppen erobert worden, so wird auch in dieser Frage die Entscheidung fallen.

v. U.-St.

Kohlenstadt Herne und Verband technischer Grubenbeamten

Zum goldenen Jubiläum des Verbandes technischer Grubenbeamten (1886-1936).
Herne Grubenbeamte als Pioniere des Verbandes. - Der Herne Verein schon 1884
gegründet. Der Verband der techn. Grubenbeamten stellt eine Dachgesellschaft dar.

Am 5. September begeht der Verband technischer Grubenbeamten in Essen sein 50jähriges Bestehen. Aus diesem Anlaß hat Dr. Hans Spethmann eine Festschrift herausgegeben, die ein weiteres wertvolles Dokument für die Ruhrwirtschaft mit ihren Menschen darstellt. Wenn man das 310 Seiten starke Buch durchblättert, erhält man neue Aufschlüsse über das Werden, die Haltung und das Ziel des Verbandes in all den Jahren seines Bestehens. Aus den Jahren des Friedens von 1885 bis 1914 berichtet es über den Aufbau des Ruhrgebietes, über die Gründung des Verbandes im Rahmen der älteren Vereine und deren Vergehen. Es werden die grundsätzlichen Aufgaben des Verbandes dem Leser klargestellt, die der Wahrung gemeinsamer beruflicher Belange der Mitglieder dienen, zu denen auch die Steigerung der beruflichen und allgemeinen Fortbildung und Pflege bergmännischer Lieberlieferung, Kameradschaft und Geselligkeit stehen hierbei im Vordergrund. Seit seinem Bestehen als Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern (das Wort in dem seinerzeit gebräuchlichen Sinne) darstellend, bekämpfte er von vornherein die Sozialdemokratie und alles Marxistische trotz zahlreicher öffentlicher Anfeindungen.

Unsere Kohlenstadt Herne wird in dieser Festschrift schon im Kapitel „Aufschwung des Ruhrgebietes“ hinreichend erwähnt, indem sie die Anstrengungen für den Bau des Rhein-Herne-Kanals in der Vergangenheit wiederholt und an einer anderen Stelle, wo es sich um die Bergwerksgesellschaften Harpen und Hibernia handelt. Es wird angeführt, wie 1889 Harpen das gesamte Bergwerkseigentum der belgischen Gesellschaft Herne-Bodum mit den Zechen Providence, Barillon, Clerget und Schacht 4 erwarb, die umgetauft wurden in von der Herne, Julia, Reddinghausen 12. Der Grund für den Erwerb sei der große Kohlenreichtum dieser Schächte gewesen, womit die Harpener Gesellschaft nun ein Baufeld mit acht Schachtanlagen besaß. Damals, um 1906, habe es sich bei den drei größten Gesellschaften Gelsenkirchen, Harpen und Hibernia um folgende Größen gehandelt:

	Gelsenkirchen:	Harpen:	Hibernia:
Kohlenfelder in ha	23 350	13 090	11 296
Beschäftigte Arbeiter	25 182	22 844	17 632
Geförd. Kohlen in t	6 550 387	5 150 262	4 899 915
Erzeugter Koks in t	1 004 511	1 128 246	525 000

Dr. Spethmann beschäftigt sich dann mit der weiteren technischen Entwicklung des Ruhrgebietes und seiner Kohlenwirtschaft und gibt dabei Aufschlüsse über die Bedeutung der Ruhrzeugnisse. Schließlich erläutert er den Zweck des Buches und das Bedürfnis der in der Kohlenwirtschaft beschäftigten Grubenbeamten nach einem organisatorischen Zusammenstoß. Ein Artikel schildert dabei den Dienst eines jungen Beamten in der Vergangenheit, der in Bezug auf Beschäftigung der Arbeitsordnung und der Bergpolizeivorschriften nur seine Pflicht und Schuldigkeit hat und es schwer hatte, autoritär zu wirken, wenn er nicht hart auftrat. So sehr es den Beamten schmerzte, aber, um nicht selber bestraft und gar sein Brot zu verlieren, habe er eben darauf zu achten, daß die Vorschriften eingehalten wurden. Wenn er bei schlechten Zeiten das Gedulge fürze, so tue er das keineswegs mit Schadenfreude, ebensowenig bestrafe er aus einer einseitigen Mitleidseligkeit heraus. Und dann heißt es in einem Absatz, was zur Rechtfertigung der früheren und auch heutigen Grubenbeamten dienen muß, folgendermaßen:

„Wir sind gern bereit, den Wünschen der Bergleute, soweit es in unseren Kräften steht, entgegenzukommen. Wir hoffen unsere Bergleute nicht; wir sind ja selbst Bergmann gewesen und unsere Söhne und Verwandte sind es noch jetzt; aber wir hoffen und wünschen, daß auch die Bergleute in der Zukunft sich nicht gegen die Beamten und Grubenbeamten aufheben lassen werden. Die Interessen der Bergleute, der Beamten und Grubenbeamten sind gemeinam, und nur durch einmütiges Handeln, nicht aber durch fortgesetzte Quartettieren, kann unser Bergbau blühen und gedeihen.“

In diesem Absatz offenbart sich schon im Jahre 1889 nationalsozialistisches Fühlen und Denken.

Herne Grubenbeamte als Pioniere des Verbandes. Zwei Männer werden hier immer wieder genannt, die sich um das Werden des Verbandes große Verdienste erworben. Es waren die Grubenverwalter Arndt und Grubenverwalter Carl Braun, die beide zuletzt im Dienste unserer einheimischen Harpener Bergwerksgesellschaft gestanden haben. Grubenverwalter Arndt übernahm das Amt des Verbandesvorsitzenden im Jahre 1887 und stand dem zweiten Verbandstag am 18. Oktober 1887 in Herne vor. Mit Arndt, heißt es weiter, sei ein Mann an die Spitze gekommen, der schon, was bislang nicht hinreichend beachtet worden sei, zwei Jahrzehnte zuvor in den Vorständen der Vereine technischer Grubenbeamten an erster Stelle gestanden habe, so als Gründungsmitglied der Vereine Dortmund und Herne. Von der Zeche Neu-Verloren kam Arndt nach Constantin der Große und schließlich nach Reddinghausen II, um hier dann den Herne Verein der techn. Grubenbeamten zu gründen. Der im Jahre 1905 in Reddinghausen entstandene Verein erhielt seine Mitglieder vorwiegend aus dem Herne Verein. Arndt hat viele Ehrenämter bekleidet und war Inhaber mehrerer Orden. Er ist, so wird im Buche angeführt, die treibende Kraft zum Zusammenstoß aller Vereine im Verband der techn. Grubenbeamten gewesen. Sein bester Mitarbeiter war Grubenverwalter Carl Braun, ein Mitgründer des Herne Vereins. Während Arndt von 1887 bis 1907 Verbandsvorsitzender war, bekleidete Braun die Stellung eines stellvertretenden Verbandsvorsitzenden von 1907 bis 1911.

Kulturprogramm für das Winterhalbjahr 1936-37

Gemeinsamer Aufruf der NS-Kulturgemeinde und der NSG „Kraft durch Freude“ für das Kulturprogramm im Winterhalbjahr 1936-37.
Einzelungslisten für die Dormieten liegen im Rathaus, Zimmer 307, auf.

Wie in den Vorjahren, so wird auch in dem bevorstehenden Winter 1936-37 den hiesigen Volksgenossen die Gelegenheit geboten, billig und bequem gute Theaterveranstaltungen und Vortragsabende am Orte zu besuchen.

Das geplante Vortragsprogramm, das in diesem Jahre von der NS-Kulturgemeinde in Verbindung mit der NSG „Kraft durch Freude“ in der Vortragsreihe zur Durchführung kommen soll, hat folgendes Aussehen:

- Operette durch das Stadttheater Gelsenkirchen.
- Oper durch die Reichswandoper, Berlin.
- Schauspiele.
- humor. Vortragsabend von Otto Franz Kraus.
- Ballettabend.

Außerdem sind einige Veranstaltungen außer Vorträge geplant, die noch bekannt gegeben werden. Hierzu haben die Vorträge verbilligten Eintritt.

Das vorgesehene Programm läßt sich jedoch nur verwirklichen, wenn für alle Veranstaltungen ein fester Besuchersand geschaffen wird, damit die einzelnen Veranstaltungen ohne größere Zuschüsse durchgeführt werden können. So werden, wie im Vorjahre, wiederum Vorträge aufgelegt. Die Preisgestaltung für die Vorträge ist auch in diesem Jahre so günstig, daß ein jeder für wenig Geld an den kulturellen Veranstaltungen teilnehmen kann. Die Auflegung der Vorträge erfolgt ab sofort in der Geschäftsstelle der NS-Kulturgemeinde, Herne.

Unter Herne findet man auf der schwarzumrandeten Tafel die Namen der im Beruf verunglückten Mitglieder. 34 Herne Beamte, verzeichnet, die im Schacht ihr Leben lassen mußten, beginnend mit einem Berufsopfer der Zeche Schamrock 1/2 aus dem Jahre 1897 und endend mit einem Opfer der Zeche Mont-Cenis vom Jahre 1935.

Die Festschrift muß als Dokument von bleibendem Wert bezeichnet werden, sie ist mit großer Sorgfalt und Liebe aufgestellt worden und dürfte auch von späteren Generationen gern als Nachschlagewerk benutzt werden. Es war daher ein guter Gedanke, anlässlich des Jubiläums des Verbandes mit dieser Festschrift herauszugeben. Dem Buch wünschen wir weiteste Beachtung und der Jubelfeier einen vollen Erfolg.

Nationalsozialisten auf. Selten wurde die große europäische Entscheidung zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus so entschieden und scharf herausgestellt, wie in dieser Rede des Gauleiters, die insgesamt allen weltanschaulichen Unterführern unendlich viel mitgab für die tägliche Kleinarbeit und für den Kampf draußen im Lande.

Zu Beginn der Arbeitssitzung stellte sich Parteigenosse Fritz Bracht als vom Gauleiter bis auf weiteres delegierter Stellvertreter des Gauleiter vor. Parteigenosse Bracht, früher Kreisleiter in Altona, ist allen weltanschaulichen Nationalsozialisten bekannt; er darf der freudigen Mitarbeit und Zusammenarbeit von vornherein sicher sein. Auch Parteigenosse Bracht wies in kurzen Worten auf die gegenwärtigen Aufgaben und auf die jetzt notwendige innere Haltung aller Nationalsozialisten hin. Nach der Rede des Gauleiters schloß er die Vortragsreihe, die auch diesmal wieder in jenem knappen Stil gehalten war, den wir seit jeher in Weisfalten-Süd kennen.

Verkehrszeichen werden überholt.

Keine falsche Sparsamkeit!

Der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei stellt in einem Rundschreiben an die Polizeibehörden fest, daß die Ursache der meisten schweren Verkehrsunfälle immer noch die Nichtbeachtung des Vorfahrtsrechtes an Straßenkreuzungen und Einmündungen sei. Er ermahnt daher die Verkehrsbehörden, die Regelung des Vorfahrtsrechtes durch Verkehrszeichen unverzüglich einer Überprüfung zu unterziehen und, soweit eine Verbesserung erforderlich ist, diese mit der größtmöglichen Beschleunigung zu veranlassen. Die meisten Unfälle entstehen erfahrungsgemäß dort, wo eine für Verkehrsverbände kreuzende oder in diese einmündende, ohne daß dies für den Verkehr der untergeordneten Straße durch äußere Umstände eine Verengung der Hauptstraße stellen würde die Vorfahrt trifft. Vor allem an diesen Stellen muß durch Aufstellung eines negativen Verkehrszeichens auf der einen nicht vortragsberechtigten Straße angeordnet und fernerhin gemacht werden. Einmaligkeitszeichen wegen der Kosten von Verkehrszeichen müßten gegenüber der Notwendigkeit einer eindeutigen positiven und negativen Kennzeichnung des Vorfahrtsrechtes für alle Hauptstraßen im Interesse einer Senkung der Verkehrsunfälle und wegen der damit verbundenen erheblichen Verluste an Leben und Gesundheit der Volksgenossen und sonstigen Schäden zurücktreten.

Der Chef der deutschen Polizei gibt weiter genaue Anweisung für die Kennzeichnung der Straßen. Als „Verkehrszeichen“ seien unverzüglich alle Verkehrszeichen, die sich auf der Straße befinden, zu entfernen oder zu zerstören. Für den Verkehr auf den Nebenstraßen ist in den Verkehrsschildern durch Aufstellung von Dreieckszeichen anzuzeigen, daß der Vortrags auf der Hauptstraße nicht hat; auf den freien Landstraßen ist die Kennzeichnung nur dann notwendig, wenn die Verkehrszeichen es erfordern. Ebenso wie bei den Verkehrszeichen zu verfahren. Als solche sind in der Regel nur in der geschlossenen Ortslage alle Straßen zu bestimmen, bei denen wegen ihrer Verkehrsbedeutung eine Sonderregelung der Vorfahrt geboten ist.

Für eine weitestgehende Unterrichtung aller Verkehrsbeamteten über die Bedeutung der vortragsberechtigten Verkehrszeichen haben die Verkehrsbehörden Sorge zu tragen, so heißt es in diesen für den deutschen Straßenverkehr bedeutungsvollen Erlassen.

Scharfe Maßnahmen gegen Verkehrsünder in Dortmund.

Um die Verkehrsdisziplin in Dortmund zu heben, hat sich der Dortmunder Polizeipräsident gewungen gesehen, gegen die Verkehrsünder in besonders scharfer Weise vorzugehen. Die Kraftfahrer des Dortmunder Verkehrs haben sich schon entsprechend eingestellt und beachten die Verkehrsregeln genau, um Verstöße gegen sie nicht mit hohen Geldstrafen büßen zu müssen. Die auswärtigen Kraftfahrer haben aber teilweise eine laiche Auffassung über die Verkehrsregeln und sind dann peinlich überfallen, wenn sie bei Verstößen gegen die Verkehrsregeln in Dortmund hohe Geldstrafen zahlen müssen. Sie beklagen sich dann häufig darauf, daß ihnen von der scharfen Handhabung der geltenden Bestimmungen in Dortmund nichts bekannt sei. Es ist deshalb auch an dieser Stelle nochmals auf die Bekanntmachung des Polizeipräsidenten von Dortmund hingewiesen, die folgendermaßen lautet: „Der Polizeipräsident von Dortmund weist die aus-

Gauleiter Wagner in Dortmund

(NSG) Gauleiter und Oberpräsident Josef Wagner weilte Donnerstag in Dortmund, um auf einer Führrtugung des Gaues Weisfalten-Süd im Goldaal der Weisfaltenhalle zu sprechen. An der Tagung nahmen sämtliche Gauleiter, Hauptstellenleiter und Stellenleiter der Gauleitung, Ortsgruppen- und Stützpunktleiter teil. Außerdem waren höhere SS- und SA-Führer, die Führer des Arbeitsdienstes, die Leiterinnen der Frauenkraft, höhere SA-Führer, Führer der Gliederungen mit ihren Mitarbeitern usw. anwesend. Das gesamte Führerkorps des Gaues war so verammelt und bereitete seinem Gauleiter einen herzlich empfänglichen Empfang, der sich die Freude darüber ausdrückte, daß Gauleiter Wagner trotz seiner angepönten Tätigkeit als Leiter zweier wichtiger Gaue wieder den Weg nach Weisfalten gefunden hat.

Zeit zwei Stunden sprach der Gauleiter zu feinem Mitkämpfern und Mitarbeitern. Man merkte die Freude an, daß er wieder vor weltanschaulichen Nationalsozialisten stand, und er machte auch zu Beginn seiner Ausführungen keinen Hehl daraus, wie sehr ihm Weisfalten als seine politische Heimat aus dem Herzen gewachsen sei. Er streifte weiter aktuelle Tagesfragen des Gaues und der Bewegung, um dann in großzügigen und tiefgehenden Ausführungen über die gegenwärtige Situation der NSDAP. Klar, so wie wir es stets von Josef Wagner gewohnt sind, umriß er die gegenwärtige Lage, zeichnete er die Pflichten und Aufgaben eines jeden

In jeder guten Gaststätte

finden Sie den Herne Anzeiger
Bitte, verlangen Sie ihn!

Ferienende

Stichel- und Stichelwerke.
Von Stichel-Sticheldorn.

1. Heimkehr.

Allmählich kommen alle wieder. Die Kette und die Urlaubsbrüder, Sie alle kommen nun zurück. Nach dem erlebten Urlaubsloß, Sie alle, die im Urlaub waren, Sie müssen wieder heimwärts fahren.

Es kehrt zurück das junge Paar, Das auf der Hochzeitsreise war, Es kehrt zurück vom schönen Rhein. Die Mutter mit dem Töchterlein, Der Vater kommt vom Jernlohn. Zurück nach hier mit ihrem Sohn, Es kehrt zurück die Schwiegermutter. Und bringt mit heim 2 Pfündchen Butter, Und kehrt zurück die gute Tante. Von Hulsum an der Wasserfante, Es kehrt zurück der Onkel Fritz Auf seinen alten Ruheflügel.

Es kehrt auch heim der Helwenwater Und spielt nun wieder im Theater. Und ebenso auch Fräulein Wanda Mit ihrer Freundin, der Amanda. Es kommt zurück der Sekretär Von seiner Fahrt zum deutschen Meer, Dann ist auch heimgekehrt aus Lippe. In seinen Platz das Fräulein Lippe, Und auch der Chef vom dem Büro Kehrt heim zum Monats Ultimo.

Es geht dahin die schöne Zeit, Die Zeit der Ungelegenheit, Und es man sich nur umgehen, Ist's mit dem Urlaub schon gesehn.

2. Abschied von der Sommerreise.

Man lebte so drei Wochen lang. In schöner Freiheit ohne Zwang. Man ging spazieren, lag am Tische Und freute sich der Sommerfrische. Man schlief so lange, wie man wollte, Besonders wenn das Wetter grollte. Man lebte nur dem Zeitvertreib Und pflegte sorgsam seinen Leib. Man lebte stets nach seinem Sinn Und brachte so die Zeit dahin.

Doch schließlich kommt mal eine Wende Und mit derselben auch das Ende. Dann tritt man an zum letzten Akt, Anders man nämlich wieder packt. Der Koffer wird zunächst entleert Und alles darin umgekehrt. Dann legt man immer Schicht auf Schicht. Denn Ordnung ist auch Reisepflicht. Bis alles richtig eingepackt. Und dann das Schloß am Koffer knackt.

Die Hentersmahlzeit steht bereit, Es ist ja auch die höchste Zeit. Man ist und trinkt und denkt am Schluß. Doch man noch was bezahnen muß. Dann wird das Portmonnaie gezählt, Doch hier und da die Hand gedrückt. Dann geht es los, der Autobus. Befragt dann schnell den Bahnanschluß, Und dann geht's nach der langen Ruh Der Heimat und den Pflichten zu.

3. Wieder am Stammtisch.

Der h. kommunisten auser grawen, Predigt: 10 Uhr Hochamt mit Predigt: 14.30

Denn jeder hat — bedauerlich — Die Urlaubsreise hinter sich.

Es flogen Reden hin und her, Man hört so viel von Land und Meer, Von dieser oder jener Stadt, Die man als Gast besucht hat.

Da fängt zum Beispiel Petermann Von Bayern und von München an, Und was man hört am Stammtisch hier. Das dreht sich alles um das Bier.

Der Meister Emil Gottlieb Bumm, Der war im Sanatorium, Wenn er nun hinterm Krüge trinkt. Dann spricht er viel von der Diät.

Herr Federmann, der Sekretär, Erzählt so manche Wundermar, Zum Beispiel, daß in Halberstadt Es einmal nur geregnet hat.

Herr Sommer war im Sauerland Und spricht nun viel vom Sonnenbrand. Doch will man ihn mal recht belchauen, Dann ist er wirklich gar nicht braun.

Herr Winter war am Königssee Und spricht nun viel von Eis und Schnee. Den Wärmann hat er wohl gesehen, Doch blieb er schon am Fuße stehen.

Herr Benz sitzt hinter seinem Krug Und redet immer wie ein Buch. Er spricht hier immer von Berlin, Doch bleibt er schon in Schwerin.

So können Fremde vieles sehen, Wenn sie die Herne Markt durchgehen, Und sieht sich dann der Durst mal ein, Gibt's in der Stadt auch Bier und Wein.

So reden sie, so trinken sie In schöner Seelenharmonie, Allmählich sind sie alle schrag Und dann verstummt auch das Gespräch.

4. Besuch in Herne.

Es kommen viele aus der Ferne. Besuchshaber mal nach Herne, Zu sehen, was die Kohlenstadt. Den Fremden wohl zu bieten hat.

Da sind zunächst die breiten Straßen, Die sie bewundern sondermaßen. Auch steht daran so manches Haus, Das sieht besonders prächtig aus.

Auch große Plätze sind zu sehen, Auf denen schöne Bäume stehen. Auf vielen auch die Blumen blüh'n Am gut gepflegten Rasengrün.

Zwar kann man keine Bergeshöhen, Wie an der Ruhr, in Herne sehen. Doch sind die Hügel, langgestreckt, Mit Wald und Wiese grün bedeckt.

Will jemand mal spazieren gehen, Dann kann er die Natur belähen. Am Gelsenberg, im Ostbachtal, Am Sommerbad und am Kanal.

Zwar ist der Zoo gegenwärtig Im großen ganzen noch nicht fertig, Doch wird derselbe mit der Zeit Noch eine Sehenswürdigkeit.

So steigt allmählich in der Ferne Auch die Bedeutung wohl von Herne, Wann.

Man sagt nicht mehr wie früher dort: „Die Stadt ist nur ein Kohlenort“.

5. Kleine Seufzer am Schluß der Ferien.

Ach wie mancher Seufzer fiel, Wenn nun bald der Schluß erreicht. Wenn die Schüler, wie sie wissen, Wieder in die Schule müssen.

Friedrich denkt mit Ach und Weh Wieder an das Alce, An das Rechnen und das Schreiben, Das er wieder muß betreiben.

Gieschen gibt durch Auf und Runf Seinen großen Kummer kund, Muß nun wieder schwere Sachen Und den langen Aufzug machen.

Karlchen klagt sich hinterm Ohr Und nimmt mal die Bücher vor, Alles was so steht darinnen, Das hat er ja noch nicht binn.

Gieschen ist betrübt und sinn: Wenn die Schule nun beginnt, Muß ich wieder richtig schreiben Und auch noch Geschichte treiben.

Hänschen, der in Quarta sitzt, Fühlt sich innerlich erhit. Denkt er an die vielen Pläßen, Die er wieder muß berechnen.

Kathe, die den Sport betreibt Und nicht gerne lernt und schreibt, Denkt bei sich, für alle Kinder War der Sport doch nie geübt.

Ja, das ist nun einmal so: Immer drückt was irgenmo; Doch nur Mut! Die Seufzer schwinden, Wenn sie keine Zeit mehr finden.

mäßige Kraftfahrer darauf hin, daß im Frühjahrsbeginn
Dortmund, insbesondere im belebten Stadtinnern,
1. das rücksichtslose Fahren,
2. das mißbräuchliche Hupen, besonders an Straßen-
kreuzungen und um schneller vorwärtszukommen,
3. unlesbare Kennzeichen
rücksichtslos mit Geldstrafen nicht unter 10 RM. und bei

rücksichtslos mit Geldstrafen nicht unter 10 RM. und bei
rücksichtslos mit Geldstrafen nicht unter 10 RM. und bei
rücksichtslos mit Geldstrafen nicht unter 10 RM. und bei

nebenbei verrichten zu wollen, andernfalls ihm die
Unterstützung nicht gewährt wurde. Das habe er ge-
tan, doch später, als ihm eine aufbauartige Existenz
in dieser Hinsicht winkte, habe er zugestimmt, wenn
es auch noch fraglich gewesen wäre, ob sie eine Le-
bensstellung bedeuten würde. Das könne er aber
heute behaupten. Vom Widerruf der Nebenarbeit
wollte der Angeklagte selbst in den Zeitungen nichts
gelesen haben. Die Unterstüßung habe seine Familie
bekommen, die eine Vierzimmerwohnung bewohne,
weil nichts anderes zu finden gewesen sei. Da er
dauernd unterwegs gewesen sei, habe er den Ver-
dienst als Vertreter für Lebernachtungen, Eisenbahn-
ulw. ausgeben müssen, so daß die Familie weiter
nichts gehabt habe. Diesen dauernden Wechsel von
Hotel zu Hotel nahm der Staatsanwalt unter die
Lupen und bezweifelte von vornherein die Höhe der
Ausgaben. Aber bei dem bereits zehnmal vorbe-
trafungen Angeklagten (darunter 6 mal allein wegen
Betruges) handelte es sich um den Top des sogenann-
ten besseren Herrn, der da glaube, vormachen zu
dürfen, daß man mehr ausgeben, als man herein-
bekomme. Auch die Entschuldigungen, der Streit mit
dem Flurnachbar habe den Angeklagten bewogen,
mehr draußen als daheim zu sein, fand keine Beach-
tung. Er beantragte gegen den Angeklagten wegen
Rückfallbetruges eine Gefängnisstrafe von 1 Jahr
und 3 Monaten. Der Angeklagte wies darauf hin,
daß ihm die nun so mühsam aufgebaute Existenz
wieder zerstört würde, wodurch auch seine Familie
in Mitleidenschaft gezogen werde. Das Schöffengericht
urteilte ihn zu 7 Monaten Gefängnis, wobei seine
Vorstrafen strafschärfend ins Gewicht fielen.

Verzicht beim Genuß von Entenlern.

Zur Verhütung von Gesundheitsbeschädigungen
müssen Entenler vor dem Genuß mindestens 8 Ma-
nuten kochen oder in Backofenhitze durchgebacken sein.
Zur Herstellung von Rindfleisch, Manonnette,
Rührei, Sekt, Pfannkuchen usw. dürfen Entenler
nicht verwendet werden.

Da kommt selbst Jesse Owens nicht mit.

Windhunde laufen im Durchschnitt 250 m in 13,5 Sek.
Windhunden laufen auf der Germania-Kampfbahn.

Sonntag, den 6. September, veranstaltet der Ver-
ein Kampfbahn Germania ein Windhundrennen.
60 der besten Windhunde Deutschlands starten in
Hürden- und Flachrennen. In England, dem eigen-
lichen Urherland der Windhundrennen, sind diese
stark beliebt als Pferderennen. Es ist ja auch zu
sehen, unsere vierbeinigen Geleiten in Windeseile dem
Ziel zustreben zu sehen. Alle wollen sie den Haken
erwischen, aber nur wenigen ist dies vergönnt. Ge-
spannt sind wohl sämtliche Hundeliebhaber auf das
Ercheinen des Rennwettlegers Rodo v. Kahlen Aften;
er will verhindern, seinen Rekord zu verbessern. Den
Besuchern steht der Gewinn von Bar-Prämien zu
Aussicht. In England, wo ein öffentlicher Totalisator
für Hundrennen zugelassen ist, verdient der Staat
Millionen durch die Steuer. Es gibt auch nicht viel
Hundeliebhaber, die mit ihren Hunden 50-100 000
Mark verdienen. Für uns Deutsche vorläufig noch ein
weiter Begriff, aber wie weit, wie lange noch. Es wer-
den am 6. September 24 Rennen gestartet, die Ren-
nen mit Vorführungen von Hunden des Herne
Lizeihundvereins ausgefüllt, der sich in liebenswür-
diger Weise im Interesse des Hundesports zur
Verfügung gestellt hat. Den Hunden winkt wieder
eine Neuereröffnung mehr, denn sehr wenige wer-
den bisher ein Windhundrennen gesehen haben.

Aus und für Herne

Sonntagsgebanten

Wie können doch Menschen glauben, daß die Ar-
beit ein Fluch sei? Wie kann der Geist noch zweifeln,
daß das Lebens Zweck Arbeit ist?

Ueber die Erde schwingt ein wunderbares Klingen
wie das Tönen einer gewaltigen Harfe. Es ist
das Lied der Arbeit, das erst einmal verklingen
wird, wenn das Leben der Erde verlassen haben
wird. Ueberall begegnen wir ihr. Schon das junge
Graslein muß drängen und schaffen, bis es die
schwere Scholle durchbrochen und sich der ewigen,
gütigen Sonne erfreuen darf. Und im einladenden
Wald erzählt uns ein Baumriese seine Lebens-
geschichte, wie er kämpfen und sich emporarbeiten
mühte zum Licht, wie er sich im Grunde verankern
mühte, um den Stürmen zu trotzen, und zu seinen
Füßen schaffen tausende kleiner Ameisen an einem
gewaltigen Bau.

Und er ist der Mensch! Seine Fäuste zer-
reihen die metallenen Wälder der Erde, er bricht die
alten Tannenstämme und türmt Stein auf Stein zu
ragenden Zeugnissen seiner Macht. Und aus stillen
Denksteinen ergießt sich fortgesetzt ein Strom
von Gedanken, die dann draußen formen und bilden.

Traget einmal solche Menschen, ob sie die Arbeit
als Last und Plage empfinden!

Wieviel Herzleid, das nicht heilen wollte, das dir
den Tag grau färbte und deine Nächte qualvoll
machte, hat die Arbeit schon ausgewischt, daß du
dein Haupt wieder hochheben und tief atmen den
frischen Luftstrom des Lebens einatmen durfst.
Wieviel Menschen hat die Arbeit wieder zurückgeholt
auf den geraden Weg, die einem Irrlicht nachgegangen
und auf lumpigem Pfad von bösen Schling-
pflanzen umhüllten waren. Und wieviel leere Tas-
chen und leere Herzen hast du, Arbeit, schon zu füllen
vermocht!

Auch zum Feierabend gibt dir die Arbeit noch
die Würde mit für das Mahl und schenkt dir zu
deinem Becher den rechten Durst. Und ein Zufrie-
denlein und Frieden wird dann noch auf dich warten
am lieben Sonntag.

Kurze Straßenperrung.

Das Polizeiamt Herne teilt mit:

Aus Anlaß der Vornahme von Erneuerungs-
arbeiten an dem Gleisübergang Werderstraße in
Herne ist die Werderstraße zwischen der Victoria-
und Nordstraße in Herne vom 29. August 1936 20 Uhr
bis zum 30. August 1936, 8 Uhr, für den Fahrzeug-
verkehr gesperrt. Umleitung durch die Nord-, Hafen-,
Strunkeder und Roontstraße und umgekehrt.

Die Mühle klappert wieder.

Wir berichteten vor einigen Tagen, daß es in der
Mühle im Döbachtal wieder recht lebendig geworden
sei und daß hier Viehhüter gekloppt wurde. Wie
weit aber weiter erführen, wird auch Roggen, Wei-
zen zu Mehl gemahlen. Selbst wenn das Wasser
zum Treiben des Mühlrades knapp geworden ist,
hilft elektrische Kraft nach, so daß man immer arbeits-
bereit zur Verfügung steht.

Nächtliche Ueberfälle.

Im Interesse der Sicherheit eines jeden einzelnen
werden Zeugen gesucht.

In letzter Zeit ist es mehrmals vorgekommen,
daß Personen von raufwühlenden Burken grundlos auf
der Straße überfallen und körperlich schwer mißhan-
delt worden sind.

Nach Niederlegung ihrer Opfer, die in allen
Fällen sofort ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen müs-
sen, tiefen die Burken schleunigst fort und sind uner-
kannt entkommen.

Wer hat gesehen, daß am 9. August ds. Jrs. gegen
23.30 Uhr, auf der Windstraße, in der Nähe der Wirt-
schaft Dorlschäfer, eine Schlägerei stattgefunden hat?

Wer hat gesehen, daß am 22. August ds. Jrs. ge-
gen 24 Uhr, auf der Schaeferstraße vor dem Kaiser-
Wilhelm-Denkmal eine Schlägerei war?

Wer hat ferner gesehen, daß am 22. August 1936,
gegen 23 Uhr, auf der Kofsstraße eine Schlägerei ent-
standen war?

Herne Filmchau

„Rendezvous in Wien“

Lichtburg.

Die Linie der Wiener Unterhaltungsfilm befährt
schon seit langem und gewinnt nach und nach wieder die
Sympathie des Publikums, das sich von diesem Hand-
lungsmilieu infolge seiner zuletzt immer größer wer-
denden Verdrängung abwandte. Der Wiener Film ist
wieder leichter, natürlicher und im Humor würziger
geworden. Der beste Gradmesser für diese Feststellung
ist der Film „Rendezvous in Wien“. Da wird erzählt,
wie eine verwählte Hofratstochter den Beruf einer
Fremdenführerin ergreift und wieder mit ihrem ehe-
maligen Musiklehrer zusammentrifft, einem jungen
und begabten Komponisten. Wie sie ihm dann die
Wege zum Erfolg ebnet, wie sich nach manchen Miß-
verständnissen zwischen den Liebenden, nach mancher
lustigen Kostümführung der Liebhaber die Wege glat-
ten, wird in unterhaltlicher Weise erzählt. Wollt
Albach Kettig und Magda Schneider sind als
Wiener Liebespaar immer mehr in den Vordergrund
getreten und beiden kann man bei jeder Regung mehr
glauben als den „Berlinern“, die früher so mienerlich
tun mußten. Daneben gibt es ein zweites Paar, bei
dem zu Anfang wenig von Liebe zueinander zu spü-
ren ist. Georg Alexander ist hier ein Londoner
Musikrevisor und Vizi Poljakow die Tochter
des Wiener Verlegers Markow. Letzterer von Leo
Siegol mit unübertrefflicher Köstlichkeit gemimt.
Adele Sandrock tritt als mütterlicher Engel auf,

der aber mit seiner jugendliche Markow streng ins
Gericht geht und der Handlung dabei manch schöne
und erheiternde Szene schenkt. Ein Wiener Heurigen-
garten, schiffliche Walzermusik, sie bereichern die an-
dere Seite des Films und finden nicht minder Wohl-
gefallen beim Publikum.
„Ein netter Besuch“ betitelt sich das Kurzluftpil
und der Kulturfilm „Wundergarten der Reuseit“
zeigt, wie sich moderne Technik und Landwirtschaft die
Hand reichen. Die Wochenchau interessiert wieder mit
neuen Bildern aus den spanischen Wirren.

„Der Ammenkönig“

Schauburg.

Eine reizende Geschichte um eine Markgräfin,
die Geld nötig hat und das durch eine Chesteuer
hereingeholt werden soll. Interessant ist es, wie die
Dorfler einen Weg finden, um von dieser Steuer
loszukommen, und schließlich haben sie auch Erfolg.
Der Film ist eine prächtig gefundene, aber auch ge-
hehrliche Abrechnung mit den Dummkäusern und
Spiechern, von deren Genuß man recht bald schon ge-
nug hat. Neben diesem netten Stoff kann man auch
mit den Leistungen der Darsteller voll auf zufrieden
sein, wo jeder an seinem Platz ist und seine Rolle
aufs beste spielt. Voran Rache Gold als entzückende
Markgräfin, dann unsere Rita Benckhoff,
die den Ammen und das Herz auf dem richtigen Fleck
hat. Ummarmen Claudius als reizende blonde
Frau des Ammenkönigs, der Riele Gustav Knuth,

ein vortrefflicher Naturbursche, in der Titelrolle.
Romanowitsch als alternder, beinahe schon vertrottelter,
aber doch noch rechtzeitig gefundener Markgraf,
nicht zu vergessen Theo Lingens intriganter, ver-
fälschter Höfling und Erta von Thellmanns
scheinheiligt moralisierende Prinzeßin Mathilde. Die
Handlung dieses Kostümfilms hat man in einen mit
Natur Schönheiten gelegenen Landstrich gelegt, der
ein wirklicher Hintergrund ist. Der Gegenstand
zwischen den Höflingen und der Landbevölkerung ist von
drauflicher Art. Die Hofgardi wie ein Ge-
malde aus Epigonen guter alter Zeit. Das Ammen-
königstüchlein ist besonders in der hier auf-
gegriffenen Tracht und volkstümlichen Brautums.
Die Theaterkette im Schloß spielt schon in das in-
time Lustspiel hinein. — Das Beiprogramm bringt,
wie immer, einen Kulturfilm und ein Kurzluftpil.
Die Wochenchau ergänzt das lebenswerte Programm.

„Der Kampfschreit“

Gloria-Palast.

Ein regelrechter Reiter, schifflich in seiner Hand-
lung und Aufmachung. Fädelnd in verschiedenen
Einsätzen, mitreißend in seinem abenteuerlichen
Einsatz. Zum Unterchied von anderen ähnlichen
Filmen weniger Dialog, dafür umso mehr Handlung.
Es ist die Geschichte eines Gaucho, dem das beste
Pferd gestohlen wurde, das auf allen großen Renn-
plätzen nur als Favorit startete und gewinnt. Unab-
lässig sucht der Gaucho sein Pferd. Seine Mutter
und seine Braut kommen erst weit nach dem Pferd.
Also ein richtiger Cowboy, wie man ihn sich vorstellt
und wünscht. Und wie dieser Gaucho gestaltet wird
von Warner Baxter, das ist so überzeugend und klar,

so natürlich und selbstverständlich, daß man seine
Freude an diesem Spiel haben muß. Und daneben
Ketti Gallian, zwar etwas schüchtern manchmal, aber
doch mit starkem Temperament in ihre Rolle vertieft.
Was dem Film eine besondere Spannung verleiht,
das sind die prächtigen von der Kamera erfassten Bilder
von dem Wettrennen. Als besonders gute Szene ist
das Kobra-Lango gelungen, von dem Tauspaar
Belos-Polanda hervorragend vorgeführt. Eine ziem-
lich ausgelassene Stimmung teilt sich dem Publikum
in der großen Gesellschaftszone mit. Man stelle sich
einen Cowboy im Sattel und Jolinder als elegante
Kavalier und dessen jüngerer Bruder als eleganten
Kavalier vor! Was dabei herauskommt, ist
wirklich der Gipfelpunkt von Komik. Kein Wunder,
daß das Publikum immer wieder in herzbelebende
Lachsalven ausbrach.

„Du kannst nicht treu sein“

Alhambra.

Im den bekannten Schreit herum wurde eine
Handlung komponiert, die es an Humor, Witz und
Ausgelassenheit nicht fehlen läßt. Ein Hotelierssohn
(Hermann Speelmans) geht auf die Freite. Er hat
von der Hoteliersstochter in A. (Lucie Englisch) schon
manches gehört, das ihn neugierig gemacht hat. Um
das Terrain zu erkunden, verdingt er sich unter
einem Namen als Oberkellner in dem Haus, und da
sieht er nun, daß er mit dem schwergewichtigen Papa
(Joe Stöckl) schon einig werden würde, daß aber das
Töchterlein eine geradezu bedächtigende Färbung an
den Tag legt. Er ist aber ein heller Junge und
weiß den richtigen Weg zum Herzen zu finden. Und
dann ist auch das gute Ende gewährleistet.

Polnische Auswanderer besuchen uns

Vor einigen Wochen sah die Organisation der
polnischen Auswanderer in Frankreich den Besuch,
im August mit dem Sonderzug zum Ruhrgebiet zu
fahren, damit den in Frankreich weilenden Polen, die
früher im Ruhrgebiet gewohnt hatten oder noch ver-
wandte hier haben, einmal die Gelegenheit gegeben
würde, diese zu besuchen.

Es meldeten sich über 1000 Fahrteilneh-
mer. Der Sonderzug sollte bereits am 25. August
von Lille abfahren, jedoch erfolgte in letzter Minute
noch größere Nachmeldungen, so daß der Zug erst den
27. August abfahren konnte. Mit annähernd 1500
Personen lief der Zug gestern morgen auf den hiesi-
gen Bahnhöfen Gelsenkirchen, Banne-Eidel, Herne,
Raukel und Dortmund als Endziel ein. Es handelte
sich um Polen, die hier früher, etwa vor 13 Jahren,
Jahrzehnte gewohnt haben und so das Ruhrgebiet
kennen. Mit dem Abzug der Franzosen sind sie nach
Frankreich gezogen und arbeiteten auf den dortigen
Kohlengruben. Jedoch haben sie hier fast alle noch
Verwandte wohnen, mit denen sie im Briefwechsel
standen. Diese hatten ihnen nach Frankreich die Hei-
matzeitungen geschickt, und so konnten sie sich ein Bild
über unser neues Deutschland machen. Dieses hat
wohl in der Hauptsache mit dazu beigetragen, daß sich
in ihnen der Wunsch regte, ihre alte Heimat ein-

mal zu besuchen. Seit dem Abzug der Besatzung ist
dieses der erste Sonderzug, der aus Frankreich zu
uns kam. Rund 4 Wochen wollen die Polen hier
bleiben. An den Bahnhöfen im Ruhrgebiet, wo der
Zug hielt, hatten sich in großen Scharen gelin-
der Morgenfrühe die Verwandten eingefunden. Es
gab ein herzliches Wiedersehen. Einige der Polen
hatten sogar kleine Fahnenkreuzen mitgebracht,
die sie aus den Abteilfenstern wehen ließen, um so ihr
Gastland zu begrüßen. Natürlich fragten sie sehr viel
und machten große Augen, als ihnen die eigenen Ver-
wandten die Vigen der ausländischen Emigranten-
presse widerlegten. Auch kamen einige Franzo-
sen mit, die gleichfalls in den dortigen Bergwerken
beschäftigt sind und zusammen mit ihren Arbeits-
kameraden den Urlaub hier verbringen werden.
Kam man auf die politischen Verhältnisse zu spre-
chen, so hörte man allgemein von den Polen die An-
erkennung über die geordneten Verhältnisse in
Deutschland, wobei dann oft die Worte fielen: „Ich
habe wenigstens einen Stiller“. Die Bahnhofsverwal-
tungen hatten die Bahnhöfe früher aufgeschlossen und
che die Güte in Richtung der nicht an der Rhein-
dener Linie liegenden Stationen fuhren, feierte man
in den Wartesälen das Wiedersehen.

Beil-Wäsche
gut und preiswert
Thomas
Bahnhofstr. 98

Waschmaschinen
mit Garantie-Motor Mk. 49.50
Handwaschmaschinen
die Qualität von Mk. 35.00 an
H. Richter
Bahnhofstr. 117. Telefon 50723

Jetzt Sommerschuhe
aus Stoff und Leder zu den bekannt
niedrigen Preisen in grosser Auswahl.
Schuhhaus Springer
HERNE, Bahnhofstraße 54.

Verchromen
Vernickeln,
Beleuchtungskörper,
Metallarbeiten.
Bomberg.
Bahnhofstr. 9a
(Zerschnitt)

aufmannlichen Dinge der Haus-
haltung wohl vorläufig nicht, Herr Gold?
hätte Kontext die Frage hingeworfen. —
glücklich. Dabei aber doch er aus seinen
Augen einen warnenden Blick zu Wangen.
Dieser verfarbte sich.

fischer
Herne, Bahnhofstr. 78
Herren-, Damen- und Kinder-Kleidung

Foto-Epping
Bahnhofstr. 78
Paßbilder
4 Stck. 50 Pfg.

Gursum
Sch
in reich
Buchhandlung
German

Schluß mit Basilius

Roman
von Frank F. Braun

Copyright by
Dr. BERBERICH, München 1

Sechste Fortsetzung.

Die verließen die ungesellige Wohnung. Die Wirtin schloß die Tür hinter ihnen. Dann ging sie nach vorn, rechts an die Tür des Zimmers, das jenem benachbarten laa, welches Jolly gemietet hatte, und rief halblaut: „Sie sind weg, Herr Oberinspektor, kommen Sie heraus.“ Oberinspektor Reusling leistete der Aufforderung denn auch Folge. Er trat vom Fenster zurück, von wo er die beiden auf dem Gangmarkt noch hatte untertauchen sehen. Er nickte der Wirtin zu und ging zur Tür. Sie hielt ihn schweigend und dreht sich auf. „Haben Sie etwas hören können?“ wollte sie wissen. Reusling war so in Gedanken, daß er verzog, diese Frage zurückzuweisen. Er schüttelte den Kopf. „Gar nichts“, gestand er endlich. Da ließ sie ihn hinaus. Als sie sich allein in der Wohnung wußte, betrat sie Jollys Zimmer und wuschte Staub. Sie wuschte Staub an den sonderbarsten Orten. Cogar in Jollys Handkoffer, auf dem der Schlüssel steckte. Sie hatte keinen Auftrag dazu. Die Kriminalpolizei konnte sich denken, daß offensichtliche Koffer keine belastenden Geheimnisse enthalten würden. Reusling hatte schon selber einen Blick in das Zimmer geworfen. Sie fand denn auch weder blutige Messer noch gestohlene Briefschaften. Die Wahrheit zu gestehen, das enttäuschte sie beinahe ein bißchen.

Siebentes Kapitel.

Kriminaloberinspektor Reusling war ein verachteter Mann. Er wartete einen Nachmittag lang und zögerte zuwarten. Er rechnete, daß Jolly abmühsam sei und in seine Behausung am Gänsemarkt zurückkehren würde. Aber die Beamten, die ausgesandt waren, ihn festzunehmen und zurückzuführen, kamen ohne Jolly zurück. Der Vogel war gewarnt und entflohen. Oberinspektor Reusling entschloß sich trotzdem noch immer nicht für den Haftbefehl gegen Jolly. Was er von dem Mann wußte, was, als Beweis gebracht, so gut wie nichts. Nur sein Gefühl sagte ihm, daß, wo Basilius die Hand im Spiel hatte, auch Jolly dabei sein würde. Basilius hatte im Augenblick, als die Tat geschah, mit dem Sekretär des Konsuls gesprochen. Beweis, auch nur gut fundierte Verdachtsgründe, daß Jolly den Sekretär Jerno niederschlugen und gesteuert hatte, daß er nicht. Einmal, wenn man einen Gefährten hat, wenn die beiden Halunken die Schwärzband erheben und alles weit von sich werfen.

Er beschloß, es bei einer Überwachung des Basilius zu lassen. Auf diese Art kam die Polizei dann früher oder später auch dem Jolly auf die Spur. Er erfuhr nicht mehr an diesem Abend, daß Basilius seit Mittag sein Hotel verlassen und nichts über seine Rückkehr hinterlegt hatte. Vielleicht hätte ihn das sonst doch gewarnt. Denn er kannte Basilius und wußte, daß er sein unerbittliches Feind war. So meinte er Basilius gut beobachtet und eifrig überwacht. Dieser Irrtum ward sein Verhängnis. Reusling wohnte in der Eibenstraße, einer stillen, fast verkehrslosen Wohnstraße. Nummer 7 war ein mächtig großes Giebelhaus; wie alle andern Häuser der Straße vor dem Kriege gebaut, war es ein bißchen unmodern mit weinmarmierten Balkonen und Loggien. Der Oberinspektor verließ die Stroßendahn an der Ecke und bog in seine Straße ein. Es war gegen acht Uhr abends, aber der Tag war trübe gewesen und es war schon recht dunkel. Die Gaslaternen hatten ein gelbes Licht, das ein Wind noch dazu alle Augenblicke dackte; ein leichter Nebel fiel herab. Am Straßenrand stand ein Privatauto. Reusling kannte zufällig die Nummer; diese Wagen konnte man mieten. Er schritt vorüber; den Fahrer bemerkte er nicht. Wenig vor seinem Hause kam ihm ein Schuhmann entgegen. Er kannte den Beamten nicht, aber der Mann erkannte ihn wohl. Der Schuhmann grüßte. „Herr Oberinspektor“, sagte er und die Erregung war seiner Stimme anzumerken, „gut, daß ich Sie treffe. Im Hausflur Nummer 7 liegt ein Mann auf dem Boden. Er ist gestorben worden.“ Reusling setzte sich sofort neben dem Beamten in Trab. „Im Hausflur“, in meinem Haus! Haben Sie etwas von dem Täter gesehen?“ — „Nichts“, Herr Oberinspektor, aber ich kann den Verletzten nicht verlassen, er spricht eine fremde Sprache.“ — „Das werden wir gleich herausfinden“, Reusling durchsuchte ein Gedanke, den er nicht zurückweisen konnte. War da im Hausflur ein Unschuldiger überfallen worden, hatte der Mörder ihn angegriffen? Sie waren vor dem Hause angelangt. Der Aufgang zwischen den Vorgärten war mit Treppen belegt. Die Schritte hallten. Der Schuhmann blieb ein wenig zurück. Er entzweite seinen Mantel auf, der ihn hinderte. „Im Hausflur“, sagte er, Reusling nickte und öffnete die Tür. Er sah sofort den Mann am Boden. Das Blutlicht war nicht sehr hell. Er trat nahe heran und blickte sich besah. Der Mann lag auf der Seite. War er tot? Reusling rief ihn gedanklich an. „Wer sind Sie, was ist Ihnen geschehen? Kennen Sie Antwort geben?“ Er war nicht über dem Eigentlichen abgelenkt; verächtlich rührte er ihn an, versuchte, ihn auf den Rücken zu drehen. „Wo sind Sie verletzt?“ In der Sekunde geschah es. So rasch ging alles, daß niemand eine Gegenwehr gefunden hätte. Im Moment, wo Reusling den Mann umdrehte, ihm auf den Rücken legte, erkannte er auch das Gesicht. Basilius! Inständig gewarnt, wollte er sich aufrichten, den diesem Menschen konnte nichts Gutes kommen, — da faßten ihm zwei Hände an die Kehle und Basilius rief sich zu sich selbst. Reusling vermochte keinen Laut von sich zu geben; er konnte nichts tun, als versuchen, mit beiden Händen die Arme von seiner Brust abzuweisen. Aber er kam nicht dazu. Der Schuhmann war da. Ein Tusch, ein Wortwechsel wurde ihm vor das Gesicht gehalten. Er spürte noch den Aethergeruch, Chloroform. Schützen ... Da war es schon aus. Basilius erhob sich, sein Gesicht war ein infernalisches Grinsen. Er betrachtete den verlorne Reusling. „Entlich“, murmelte er, „warst, alter Freund.“

Jolly, der falsche Schuhmann, meinte leise: „Es scheint, er hat dich noch erkannt. Sagst du, wie er in Sie ja!“ mit unbedeutender Kontinuität genoss Adele Sandrock tritt als mütterlicher Engel auf.

Herr kam ihnen entgegen. Er blieb stehen. Der Aufzug war nicht alltäglich. Aber Jolly kam der Fremde gerade zurecht. „Haben Sie bitte mit an, Herr“, sagte er, „Schlaganfall auf der Straße. Wir wollen ihn in das Auto dort bringen.“ Der Herr sagte mit an. Einem Ruf der Polizei entzog er sich nicht. Eigenhändig schloß er die Wagentür. Der Zivilist lag am Steuer. Bei dem Versuch, den Fahrer zu verlassen, sagte er noch dienstbereit. Basilius nickte und fuhr an. Er fuhr ein rasches Tempo. Das war gut. Denn Jolly zog sich gerade um und nahm die Vermeidung in einen kortlosen Zivilisten wieder vor. Der Schuhmann konnte jetzt nichts mehr nützen.



„Wie lange bleibt er ohne Bewußtsein, Jolly?“ Mit 60 Kilometer die beladene Barmbecker Straße hinunter! „Ich konnte natürlich in der Eile nicht die Tropfen abkühlen. Aber sein Herz geht regelmäßig. Sterben wird er uns nicht vor der Zeit, Basilius.“

„Legen ihm Handtücher an. Vielleicht kommt er sehr plötzlich zu sich oder er markiert nur die Dämmerung.“ Basilius, der ich habe ihn doch natürlich sofort gefesselt.“ Jolly war umgeklippt. Er drehte alle Fenster auf. Der Chloroformgeruch war erstickend. Er lehnte sich weit zurück in seine Ecke. Ihm blieb Zeit, nachzudenken.

Die Affäre hatte eine Wendung genommen. Dieser Reusling mit seinem Schnüffeleifer hatte nicht nur Basilius, sondern auch Jolly einen Strich durch die Rechnung gemacht. Trotzdem, vielleicht würde er doch morgen Lena Basenberger anrufen und mit ihr eine Zusammenkunft verabreden. Bedachte die Frau dann das Geld, wollte er Wert halten und ihr des Basilius' zweite Ehe mit der Frau Oberst Nilman in Urad verraten. Wenn sie sich dann aus Ungarn oder Rumänien die Beweiserweise kommen ließ, mußte Basilius abziehen; er aber hatte bei dieser Geschichte 30 000 Mark verdient, die ihm Basilius nie abzugeben haben würde, wenn der Jagdleierkauf gelöst wäre. Er machte sich kein Gewissen, den Gefährten zu betrügen. Die Ehrlichkeit und Treue der Verbrechen untereinander besteht nur in Romanen. In Wirklichkeit steht jeder für sich. Jolly wußte genau, Basilius hätte ihn angesehen, falls gerade so glatt fallen lassen. Das dies in den Plänen Basilius' schon geschehen war, ahnte er freilich noch nicht. Die Fabel war noch nicht zu Ende, aber Oberinspektor Reusling schon zu sich kam. Er sah sich jedoch hätte irgendwie orientieren können, folgte ihm Jolly einen im Wagen bereitgestellten dunklen Coat über den Kopf, daß Reusling nichts mehr sehen konnte. „Verhalten Sie sich ruhig“, wachte Jolly, „je weniger Schwierigkeiten Sie uns machen, umso besser läuft die Sache für Sie ab.“

Reusling schwieg. Sein Schädelschmerz, als habe er einen schweren Schlag über den Kopf bekommen. Er sah nichts mehr, aber er bekam genügend Luft. — „Ich werde in einem Auto gefahren, der Wagen fährt schnell, aber nicht so schnell, wie er auf einer Chaussee fahren würde. Da — jetzt klingelt eine Stroßendahn. Wir sind also noch in der Stadt. Ich kann mich nicht rühren; meine Hände sind gefesselt. Stahlhandschellen moderner Konstruktion. Der Mensch neben mir wird Jolly sein; am Steuer sitzt gewiß Basilius. Ich bin der Bande Basilius' ins Netz gegangen. Was ist gefährlich: es geht auf Leben und Tod. Wenn nur der furchterliche Druck im Kopf nicht wäre, diese Chloroformnarkose. Vielleicht fiele mit etwas ein, ein Fluchplan ... Die Füße sind frei. Den Jolly vor den Augen treten ... aber ich kann nichts sehen ... abwarten.“

Er verhielt sich regungslos. Jolly mochte annehmen, er sei wieder bewußtlos geworden. Vielleicht gab er sich eine Rucke. Aber der Oberinspektor rief sich; er unterschätzte niemals seine Gegner. Jolly wachte genau, wie weit die Wirkung des Betäubungsmittels reichte und daß Reusling sich jetzt verhielt. Aber er war das sehr zufrieden. Auf die Art hatte er keine Mühe mit dem Mann. Der Wagen hielt genau vor dem Neubau. Jolly stieg aus. Die Straße lag voll kommen menschenleer. Gemeinsam mit Basilius rief er Reusling unter den Armen und zog ihn in den Hausflur. Basilius fuhr erst den Wagen in eine andere Straße, wo er nicht auffallen konnte, währenddessen Jolly mit seinem Gefangenen in den ersten Stock stieg.

Reusling zählte die Stufen. Er spürte und stellte den frischen Geruch von Farben und Lack fest. Aber was konnte das nützen? Reusling folgte er der Anweisung Jollys und betrat das Zimmer. Er hustete, er wollte am Schall die Weite des Raumes feststellen, aber Jolly nahm ihm die Hülle vom Kopf und er durfte mit eigenen Augen sich überzeugen, wo er sich befand. Viel gab es da nicht zu sehen. Ein tapetenloser Raum. In der einen Ecke ein Feldbett mit einer Decke darauf; das Fenster in gewohnter halber Höhe ... wohin sah man von hier aus? Der Oberinspektor tat einen raschen Sprung zum Fenster. Keineswegs gedachte er etwa, sich hinauszuwerfen, aber er wollte erfahren, wo er sich befand. Doch Jolly war rascher als er und hielt ihn anfangs zurück.

Nach nicht langer Zeit kam Jolly mit einem Teller, auf dem ein Gericht dampfte. Er setzte es auf einen Stuhl vor dem Oberinspektor hin, so daß Reusling auch mit den gefesselten Händen den Teller handhaben konnte. „Ich habe Ihnen das Fleisch kleingeschnitten“, sagte er, „ein Messer wäre in Ihren Händen nicht gut.“ Dabei zog er eine kleine Glasstube aus der Westentasche und streute ein weißes Pulver über das Essen. Das Pulver löste sich sofort auf. Dann ging er wieder zu Basilius hinüber. „Ich habe ihm ein bißchen Salz über das Essen geschüttet“, lachte er gedämselt, „nun liegt er da und wartet sich schließlich nicht daran; natürlich denkt er, wir wollen ihn vergiften.“ Basilius erhob sich sofort. „Das ist Unfug, Jolly“, sagte er. „Der Mann soll kräftig essen. Er muß vollkommen gesund sein und bei guten Kräften. Es darf kein Verdacht aufkommen.“ Er drehte sich Jolly zu. „Wahrscheinlich Salz?“ fragte er und sah den Freund ernsthaft an. Jolly nickte. „Natürlich, ich kenne doch die Verabredung.“

Basilius ließ ihn los und ging in das andere Zimmer. Der Oberinspektor hatte das Essen nicht angerührt. „Reusling“, sagte Basilius, „Sie können das Essen ruhig zu sich nehmen, auf mein Wort. Jolly hat einen Spaß mit Ihnen verabschiedet.“ Er trat hinzu, nahm einen kleinen Löffel voll und aß von der Creme. „Jolly hat Salz darauf geschüttet, er wollte Sie erschrecken. Aber das ist kein guter Witz. Sie sehen, ich habe davon gegessen.“ „Sie sind sehr besorgt um mein leibliches Wohl, Basilius, aber ich werde es Ihnen nicht danken können.“ „Nein“, stimmte Basilius zu, „das werden Sie nicht können. Aber das macht nichts.“ Er hatte ganz ernst gesprochen. Den Oberinspektor überließ jetzt doch ein unbehagliches Gefühl. „Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie mit mir verabschiedet?“ fragte er finny.

„Wie wollen Sie bestätigen, Reusling. Sie sind zu gefährlich.“

Der Oberinspektor wußte, wer diese Worte zu ihm sprach. Basilius ging über die Lippen; er gab sich keiner Täuschung hin. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. „Wann?“ fragte er finny.

„Bald, wir warten auf eine Nachricht.“ Alle Willenskräfte nahm der Beamte zusammen. „Wir sind hier nicht auf dem Balkan, Basilius. In Hamburg verschwinden nicht einfach Personen, die Ihrer Bande gefährlich scheinen.“

„Sehr wahr“, gab Basilius sogleich zu. „Ich habe mir deshalb für Sie auch eine recht originelle Todesart ausgedacht. Sie sind neugierig? Nun also, Sie werden Selbstmord begangen, Reusling.“

Reusling vermochte aufzulachen, aber die Töne kamen gerast. Auf seiner Brust lag ein Druck. Welche Zweifel plante dieser Basilius? „Niemand wird an meinen Freitod glauben!“ Basilius griff in die eigene Brusttasche. „Ich habe mir vorhin Ihre Papiere durchgesehen. Ich fand glücklicherweise ein paar Schriftstücke von Ihrer eigenen Hand in Ihrer Brusttasche. Sie erinnern sich wohl den Wien her, Handschriften nachahmen war eine gewisse Spezialität von mir.“ Reusling brachte sein Wort mehr hervor. Basilius hielt ihm einen Bogen Papier vors Gesicht, ein Blatt, wie der Oberinspektor es auf dem Büro zu benutzen pflegte; Kriminalinspektion L/1. „Inabuf hat es mir befohlen“, lachte er; „es muß alles seine Deutung haben. Ist das Ihre Handschrift? Die vorzüglichste Bogen, das r ohne Haken, die feigliche Unterschrift? Nun, wenn wirklich jemand findet, diese Schrift ist nicht ganz genau die Ihre, wird man ihn beruhigen, daß Sie in Ihrer letzten Viertelstunde wohl nicht mehr auf die Handschrift geachtet haben. Aber seien Sie ohne Sorge, niemand wird Ihren Freitod anweifeln, da Sie hier die Absicht schriftlich niedergelegt haben.“

„Der Grund, Mensch! Sie sind verrückt!“ „Aber haben Sie denn nicht gelesen? Hier steht doch alles.“ Und er las mit gespieltem Pathos: „Die Chance, die mir meine Tochter anbot, überlebe ich nicht; ich scheide freiwillig aus dem Leben.“

Dem Kriminalbeamten schlugen die Zähne zusammen. „Was heißt das?“ brach er heraus. „Was wollen Sie mit meiner Tochter? Lassen Sie mein Kind aus dem Spiel!“

„Ja, ja“, bedauerte Basilius, „Ihre Tochter ist heute mit einem unglücklichen — durchgebrannt.“

„Sie lägen ...“, er schob es mehr, als daß er es sprach. Basilius schüttelte den Kopf. „Durchaus nicht“, sagte er, „ich habe Ihnen ausnahmsweise die reine Wahrheit gesagt. Morgen früh weiß es die ganze Stadt, und alle begreifen, daß Sie, ein Mann von Charakter und Ehre, ein Staatsbeamter, sich das Leben nahmen. Sie werden schöne Nachrufe in den Zeitungen bekommen und schließlich wird die Kasse der Dedungsbehörde an Ihrem Grab spielen. Wenn es wahr, kommen Jolly und ich ebenfalls zur Beisetzung.“

Der gefesselte Mann redete sich auf. Die Kette ließe, aber sie riskierte nicht. Reusling dachte, daß er nicht. Reusling fiel zusammen, laut bin wie ein Klop. Seine Lippen zitterten etwas, einen Namen oder eine Verfluchung. Basilius ging hinaus. Er hatte seinen Sieg, seinen endlichen, vollständigen Sieg über diesen Gegenüber.

Jolly hatte im Nebenraum auf dem Christstuhl eine Mahlzeit aus Konferven warm gemacht. „Basilius“,

rief er, „das Essen.“ Basilius ging hinaus. Reusling blieb ein bißchen allein. Er versuchte keine Bewegung. Die Füße waren gut angelegt. Er hatte sich nur noch getan. Er hörte, wie im Nebenraum sich die beiden Verbrecher gedämselt unterhielten. Was sie besprachen, verstand er nicht, aber ihm war, als habe er einige Male seinen Namen gehört. Er bedauerte, daß die beiden Verbrecher scheinbar die Wohnung nicht wieder verlassen wollten. Wußten sie, daß man auf sie faßte, blieben sie deshalb im Hause und machten sich ein Essen zurecht? Schade, seine Aussichten, bald befreit zu werden, wurden geringer, wenn die Verbrecher nicht ihre Spur verrieten.

Nach nicht langer Zeit kam Jolly mit einem Teller, auf dem ein Gericht dampfte. Er setzte es auf einen Stuhl vor dem Oberinspektor hin, so daß Reusling auch mit den gefesselten Händen den Teller handhaben konnte. „Ich habe Ihnen das Fleisch kleingeschnitten“, sagte er, „ein Messer wäre in Ihren Händen nicht gut.“ Dabei zog er eine kleine Glasstube aus der Westentasche und streute ein weißes Pulver über das Essen. Das Pulver löste sich sofort auf. Dann ging er wieder zu Basilius hinüber. „Ich habe ihm ein bißchen Salz über das Essen geschüttet“, lachte er gedämselt, „nun liegt er da und wartet sich schließlich nicht daran; natürlich denkt er, wir wollen ihn vergiften.“ Basilius erhob sich sofort. „Das ist Unfug, Jolly“, sagte er. „Der Mann soll kräftig essen. Er muß vollkommen gesund sein und bei guten Kräften. Es darf kein Verdacht aufkommen.“ Er drehte sich Jolly zu. „Wahrscheinlich Salz?“ fragte er und sah den Freund ernsthaft an. Jolly nickte. „Natürlich, ich kenne doch die Verabredung.“

Basilius ließ ihn los und ging in das andere Zimmer. Der Oberinspektor hatte das Essen nicht angerührt. „Reusling“, sagte Basilius, „Sie können das Essen ruhig zu sich nehmen, auf mein Wort. Jolly hat einen Spaß mit Ihnen verabschiedet.“ Er trat hinzu, nahm einen kleinen Löffel voll und aß von der Creme. „Jolly hat Salz darauf geschüttet, er wollte Sie erschrecken. Aber das ist kein guter Witz. Sie sehen, ich habe davon gegessen.“

„Sie sind sehr besorgt um mein leibliches Wohl, Basilius, aber ich werde es Ihnen nicht danken können.“ „Nein“, stimmte Basilius zu, „das werden Sie nicht können. Aber das macht nichts.“ Er hatte ganz ernst gesprochen. Den Oberinspektor überließ jetzt doch ein unbehagliches Gefühl. „Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie mit mir verabschiedet?“ fragte er finny.

„Wie wollen Sie bestätigen, Reusling. Sie sind zu gefährlich.“

Der Oberinspektor wußte, wer diese Worte zu ihm sprach. Basilius ging über die Lippen; er gab sich keiner Täuschung hin. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. „Wann?“ fragte er finny.

„Bald, wir warten auf eine Nachricht.“ Alle Willenskräfte nahm der Beamte zusammen. „Wir sind hier nicht auf dem Balkan, Basilius. In Hamburg verschwinden nicht einfach Personen, die Ihrer Bande gefährlich scheinen.“

„Sehr wahr“, gab Basilius sogleich zu. „Ich habe mir deshalb für Sie auch eine recht originelle Todesart ausgedacht. Sie sind neugierig? Nun also, Sie werden Selbstmord begangen, Reusling.“

Reusling vermochte aufzulachen, aber die Töne kamen gerast. Auf seiner Brust lag ein Druck. Welche Zweifel plante dieser Basilius? „Niemand wird an meinen Freitod glauben!“ Basilius griff in die eigene Brusttasche. „Ich habe mir vorhin Ihre Papiere durchgesehen. Ich fand glücklicherweise ein paar Schriftstücke von Ihrer eigenen Hand in Ihrer Brusttasche. Sie erinnern sich wohl den Wien her, Handschriften nachahmen war eine gewisse Spezialität von mir.“ Reusling brachte sein Wort mehr hervor. Basilius hielt ihm einen Bogen Papier vors Gesicht, ein Blatt, wie der Oberinspektor es auf dem Büro zu benutzen pflegte; Kriminalinspektion L/1. „Inabuf hat es mir befohlen“, lachte er; „es muß alles seine Deutung haben. Ist das Ihre Handschrift? Die vorzüglichste Bogen, das r ohne Haken, die feigliche Unterschrift? Nun, wenn wirklich jemand findet, diese Schrift ist nicht ganz genau die Ihre, wird man ihn beruhigen, daß Sie in Ihrer letzten Viertelstunde wohl nicht mehr auf die Handschrift geachtet haben. Aber seien Sie ohne Sorge, niemand wird Ihren Freitod anweifeln, da Sie hier die Absicht schriftlich niedergelegt haben.“

„Der Grund, Mensch! Sie sind verrückt!“ „Aber haben Sie denn nicht gelesen? Hier steht doch alles.“ Und er las mit gespieltem Pathos: „Die Chance, die mir meine Tochter anbot, überlebe ich nicht; ich scheide freiwillig aus dem Leben.“

Dem Kriminalbeamten schlugen die Zähne zusammen. „Was heißt das?“ brach er heraus. „Was wollen Sie mit meiner Tochter? Lassen Sie mein Kind aus dem Spiel!“

„Ja, ja“, bedauerte Basilius, „Ihre Tochter ist heute mit einem unglücklichen — durchgebrannt.“

„Sie lägen ...“, er schob es mehr, als daß er es sprach. Basilius schüttelte den Kopf. „Durchaus nicht“, sagte er, „ich habe Ihnen ausnahmsweise die reine Wahrheit gesagt. Morgen früh weiß es die ganze Stadt, und alle begreifen, daß Sie, ein Mann von Charakter und Ehre, ein Staatsbeamter, sich das Leben nahmen. Sie werden schöne Nachrufe in den Zeitungen bekommen und schließlich wird die Kasse der Dedungsbehörde an Ihrem Grab spielen. Wenn es wahr, kommen Jolly und ich ebenfalls zur Beisetzung.“

Der gefesselte Mann redete sich auf. Die Kette ließe, aber sie riskierte nicht. Reusling dachte, daß er nicht. Reusling fiel zusammen, laut bin wie ein Klop. Seine Lippen zitterten etwas, einen Namen oder eine Verfluchung. Basilius ging hinaus. Er hatte seinen Sieg, seinen endlichen, vollständigen Sieg über diesen Gegenüber.

Jolly hatte im Nebenraum auf dem Christstuhl eine Mahlzeit aus Konferven warm gemacht. „Basilius“,

(Fortsetzung folgt.)

Beit-Wäsche
gut und preiswert
Thomas
Bahnhofstr. 98

Waschmaschinen
mit Garantie-Motor Mk. 49.50
Handwaschmaschinen
la Qualität von Mk. 35.00 an
H. Richter
Bahnhofstr. 117. Telefon 50723

Die Kletterer
für auf und treu
flüchten und die
Andere Kinder
gehen und sind
Times winken von
den Mund, sie
Kinder kommen
gegangen ist.

Ganz als ob
Aus der Krone
Aufgemachte
Liegt ich, ruh

Liegt und fu
Ueber mir ist
Wolken schau
Und mich du

Ganz als ob
Mütterlichem
Aufgewachsen
Fühl ich mich

Sonnta

Für den Sonntag

Illustrierte Unterhaltungs-Beilage des Herner Anzeigers

Der Räuber

Von MISCH OREND

Auf dem Bahnsteig

In manchen Tagen liegt eine geheimnisvolle Stimmung über dem Dorf. Die Kinder haben das Wehremachen und Baden vergessen, die Äpfel im Garten und ihre Weinbergspiele. Da sitzen sie in großen Haufen auf dem Rasen, sprechen und hören zu. Ein Grinsen liegt in der Luft und die Häuser sehen am hellen Tag gespenstisch aus, denn sie sind alle leer, die Höfe sind leer und die Gassen sind leer; nur die Kinder sitzen im Haufen und sprechen mit verbaltener Stimme.

Der Times hebt an: „Mein Großvater hat ihn gesehen wie er mitten durch das Kornfeld kam, nicht auf dem Weg, sondern mitten durch die Felder. Vom Wald kam er herunter und verschwand in einem Graben.“

„Auch mein Vater hat ihn gesehen“, meint ein anderer. „Es war in der Au, da ging er durch das ungemähte Gras durch die Wiesen, und groß war er...“ er zeigte mit der Hand nach oben.

„Der wilde Mann kommt aber nicht ins Dorf“, sagt Peter. Times aber spricht: „Der wilde Mann geht nur auf dem Feld herum, am Buschrand, in den Wiesen oder auf dem Berggrain. Manchmal steht er stundenlang und rührt sich nicht. Und Augen hat er — in die kann man nicht sehen!“

Im Dorf ist es still; kein Hahn kräht und kein Hund bellt. In der hellen Sonne flimmert die Straße und leuchten die Giebelhäuser. Kein Lufthauch weht. Weder Enten noch Gänse gehen über den Weg.

Die Kinder sind nah aneinander gedrückt. Und während die Großen sprechen, sehen die Kleinen mit verstörten Blicken um sich und Angst beschleicht sie.

„Dem Wilden kann man nicht nahe kommen“, hebt Times wieder an, „es ist ihm noch kein Mensch nahe gekommen. Immer ist er wieder wo anders, wenn man zu ihm hingehen will. Manchmal ist er fort, als ob er in den Boden versunken wäre.“

„Ins Dorf aber kommt der Wilde nicht“, sagt Peter.

„Ins Dorf kommt er nicht, ins Dorf kommt nur der Böse. Der Böse geht in die Höfe und in die Stuben. Der Böse ist der Räuber.“

„Man weiß nicht woher der Wilde kommt und wohin er geht. Er ist plötzlich da und steht wie eine Stange, dann ist es still auf dem Feld. Und wenn man schreit, so hallt es nicht wieder, und er achtet nicht auf das Schreien. Aber wenn man ihm nahe kommt, ist er verschwunden.“

So reden die Kinder, sitzen angstvoll auf dem Rasen und sind von Gruseln und unheimlicher Stille umgeben. Der Tag ist lang, die Sonne scheint gleichmäßig heiß auf das Dorf, über den Wegen flimmert die Hitze und in der Luft ist ein Schleier von Duft, der über den Gärten und Wäldern hängt.

Nach einer Weile erheben sich die Kinder, sehen mit angstvollen Blicken in die leeren Gassen und gehen flüsternd in die Höfe, sperren die Gassentüren zu und lugen unter dem Tor hinaus. Der Wilde kommt nicht ins Dorf, aber der Räuber — und wenn er jetzt kommt?

Und während Peter und Times auf dem Bauch liegen und durch den Bretterspalt unter dem Tor auf die Gasse blicken, kommt auf der Straße über die große Brücke ein Fremder geschritten, hat an einem Stock ein Rängel angebunden und einen sonnengebleichten Hut auf.

Times flüstert Peter an und flüstert: „Siehst du ihn?“

Peter antwortet: „Ja!“

In Erregung liegen die beiden Knaben hinter dem Tor und verfolgen mit ihren Blicken den Fremden, der verstaubt und müde den Weg herabkommt und hinter dem Gemeindegarten verschwindet.

„Das ist der Räuber“, meint Times, und Peter nickt dazu. Sie kriechen an den Torbalken hoch, um zwischen den Latten einen weiteren Rundblick zu haben. Da kommt der Fremde hinter dem Gemeindegarten wieder hervor und geht im Gleichschritt das Dorf hinab. Vor einem Haus aber bleibt er stehen, sieht sich um und geht in den Hof.

Die Kletterer von dem Tor herab, schließen die Gassentür auf und treten heraus, immer bereit, in den Hof zu flüchten und die Tür wieder zu verschließen. In den Hof zu flüchten und die Tür wieder zu verschließen.

Andere Kinder haben Peter und Times auf der Gasse gesehen und sind auch vor das Haus getreten. Peter und Times winken und zeigen das Dorf hinab und deuten auf den Mund, sie sollten nicht laut rufen. Die anderen Kinder kommen hinzugeschlichen und fragen, wo er hingegangen ist.

„Zum Mittag in den Hof.“

Alle sehen sie verängstigt das Dorf hinab auf den Mittagshof. Dort rührt sich aber nichts. Der Fremde will nicht mehr auf der Gasse erscheinen.

Da wiehert plötzlich ein Pferd hinter ihrem Rücken und alle kehren sich erschreckt um und atmen erleichtert auf, da sie den Richter Chöffend, den Hannen, heranreiten sehen, der vom Feld nach Hause kommt.

„Herr der Hann, der Räuber ist in der Gemeinde. Er ist zum Mittag auf den Hof gegangen und nicht mehr herausgekommen.“



Wird das Wetter sich halten?

Photo Grimm (Deike-M)

„Was für ein Räuber, ihr Kinder?“

„Na der Räuber, Herr der Hann!“

„Kommt mit, wir wollen sehen, wer das ist.“

Der Hann reitet voran, die Kinder folgen nach und flüstern.

In der Nähe des Mittagshofes bleiben sie stehen und schauen sich nicht in die Nähe. Der Hann steuert vom Pferd und winkt die Kinder heran, das Pferd zu halten. Die Beherzten treten hinzu, mit Herzlopfen und gespannter Erwartung, die anderen stehen gebannt und sehen auf die Gassentür vom Mittagshof.

Der Hann tritt in den Hof und findet auf der Laube den Stock und das Rängel liegen; er hebt den Stock auf und geht zur Tür hinein, die weit offen steht und findet den fremden am Tisch sitzen und essen. Vor ihm steht ein Brot und ein großes Stück Cret.

„Was tun Sie da?“ herrscht ihn der Hann an.

„Das sehen Sie doch!“ antwortet der Fremde und ist ruhig weiter.

„Wie kommen Sie in das Haus herein?“

„Durch die Tür!“

„Es ist doch ein fremdes Haus!“

„Für mich sind hier alle Häuser fremd!“

„Wer hat Ihnen das Essen gegeben?“

„Die Vorführung!“

„Nun reden Sie aber ernst, mir kommt es nicht zu lassen! Sie sind hier eingedrungen!“

„Eingedrungen nicht, aber ich fand die Tür offen und da ich Hunger hatte und in der Tischlade alles für mich bereit lag, langte ich zu!“

„Wer sind Sie?“

„Der letzte Nachkomme meiner Ahnen!“

„Ein saubere Nachkomme!“

Der Fremde sieht an sich herab, lacht und sagt: „Etwas sanft.“

„Woher kommen Sie?“

„Aus der Welt!“

„Und wohin gehen Sie?“

„In die Welt!“

„Sie sind frech!“

„Nein, ich war hungrig, doch nun bin ich satt“, und dabei wischt er sich mit der umgehörten Hand den fetten Mund ab, erhebt sich und sieht seinen Stock in der Hand des Hannen.

„Sie haben sich vergangen, Herr!“

„Was soll das heißen?“

„Sie haben sich an meinem Stock vergangen!“ und da er nach dem Stock greift, wälzt der Jern auf im Richter und er herrscht ihn an: „Sie unverdämter Vengel, Sie, wollen Sie gleich den Mund halten!“

Da aber der Fremde Anstalten macht, den Stock zu ergreifen, haut der Hann ihm den Stock ein paarmal über den Rücken, so daß der Fremde kleinlaut wird und schweigt.

„Gehen Sie davon!“

Die Züge fahren fort und kommen an, der helle, weiße Dampf entweicht mit Wischen, laut schreien der Zeitungs- und der Würstchenmännchen. Die Menschen geh'n und steh'n dazwischen.

Man holt jemanden ab vom Reiseziele, beziehungsweise bringt man jemand fort. Der Bahnsteig ist der Treffpunkt der Gefühle zwischen dem Ankunfts- und dem Abschiedswort.

Doch die Gefühle sind manchmal verschwommen, oft tren'n sich gerade jene, die sich trennen, wegegen andere, die zusammenkommen, kaum ihre große Not verbergen können.

Die Menschen sind zuweilen kompliziert, viel komplizierter als die Eisenbahn, die nach dem Fahrplan pünktlich funktioniert. Ach, für das Leben gibt es keinen Plan.

Hammond — Norden.

Sonderbares Urteil

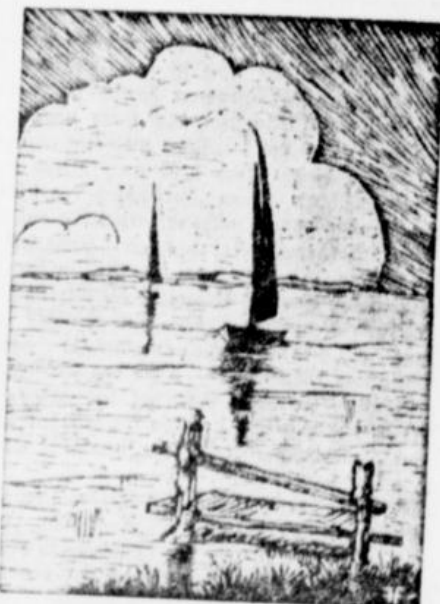
Eine montenegrinische Volksgeschichte

Von Gerhard Giesemann

Marko Vukljan, ein Klient, war einer der allerbesten arnautischen Helden seiner Zeit. In seinem Dorfe lebten zwei Brüder, Leute von minderwertiger Art. Eines Tages gerieten sie in Streit mit Marko, wie sich halt Vukljan wegen einer Kleinigkeit zanken konnten. Marko nahm das nicht sehr schwer, das war für ihn gewöhnlich und vorbei, aber die beiden minderwertigen Brüder, die beschloßen, ihn zu töten und legten sich in den Hinterhalt, wo sie ihn kommen wollten. Er kam und sah schon von weitem, wie sie ihn im Hinterhalt erwarteten, aber er zuckte nicht mit der Wimper, sondern ging auf sie zu. Auf der Schulter trug er ein Bündel Buchenweige. Als er vor die beiden Hintertürme kam, drückte der eine Bruder auf ihn ab, aber die Klinge ründete nicht, sondern zickte nur, und Marko setzte seinen Weg fort und machte: pi! Auch die Klinge des zweiten Bruders ging nicht los. Da sprack er auch vor diesem aus und machte: pi! Zweimal sprack Marko, und damit endete der Kampf.

Nun wollen wir einmal sehen, wie das Gericht diesen Kriminalfall, der ohne Blut schloß, beurteilte. Als die Zeltshauer die Cade horten, verhafteten sie die beiden Brüder und führten sie auf den Thingplatz vor der Kirche, wo man die Uebeltäter richtete. Bisher hatte das arnautische Gesetz dergleichen Vorfälle folgendermaßen beurteilt: Wer einen vollständig totschlägt, zahlt die ganze Blutsühne; verwundet er ihn, zahlt er die Hälfte, versagt ihm aber die Klinge, zahlt er die ganze Cade, denn das ist gerecht, weil niemand schließt, um zu verwunden, sondern um zu töten. So hätten die beiden sauberen Brüder das ganze Bußgeld bezahlen müssen, wenn nicht das Wort eines Richters sie gerettet hätte, der da sagte: „Dazu wollen wir sie nicht verurteilen, es ist vielmehr recht und billig, daß Marko Vukljan zwei Bußgelder zahlt, denn er hat es verschmäht, diese beiden mit der Klinge totzuschießen, wie er andere erschossen hat, sondern hat vor ihnen ausgespart und damit die beiden Zeltshauer und ihre Ehre bei lebendigem Leibe erledigt und bewirkt, daß sich jeder schämt, mit ihnen etwas zu tun zu haben.“

So fiel auch das Urteil aus. Die beiden Lumpen brauchten nichts zu zahlen.



Stiller Abend

Fr. Hofmann-Gotha (Deike-M)

Sonntag im Garten

Ganz als ob ich aus der Krume,
Aus der Krume meines Gartens
Aufgewachsen gleich der Blume,
Liege ich, ruh' im dunklen Schatten.

Liege und fühle mich geborgen —
Ueber mir ist helles Klingen,
Wolken schweben durch den Himmel,
Und mich dünkt, mir wüchsen Schwingen.

Ganz als ob ich aus der Krume
Mütterlichem Schoß und Werde
Aufgewachsen gleich der Blume,
Fühl' ich mich als Teil der Erde.

ERICH OTTO FUNK

Er hat viele Gestalten ...

Von WILLI FEHSE

Aus irgendeinem Grunde konnte es meine Mutter nicht leiden, wenn wir des Abends mühsam auf dem Hof herumhingen, den Welken am Himmel nachharrten und vor uns hinstarrten.

„Spielt doch lieber noch etwas“, sagte sie. „Wenn ihr des Abends ruht, tanzt der Teufel auf dem Dach und streift euch!“

Unsere Einfalt nahm diese Drohung ganz wörtlich. Doch vermochte sie uns nicht sonderlich zu schrecken. Gerade in diesen Tagen, als die Mutter das zu uns sagte, hatten wir auf einer Schwefelbühne mit Schwefelholzern den Teufel im Bilde gesehen, und dies Bild hatte unsere Phantasie mächtig bewegt. Geschwänzt und gehörnt, mit roten Zetteln auf der Brust, mit einem Ruckfuß, in der einen Hand ein sprühendes Schwefelholzchen, dessen Flamme sein häßliches Gesicht in dunkle Blut tauchte; so war er hier dargestellt. Davor schauderte es uns natürlich. Zugleich aber lockte es uns insgeheim sehr. Seine heilige Majestät einmal leibhaftig zu sehen. Der Gedanke daran verließ mich fortan nicht mehr. Die Worte der Mutter schienen mir, je mehr ich sie bedachte, dazu eine Gelegenheit anzuzeigen, mit der sich scheinbar keine Gefahr verband. Und schließlich war ich damals im dem Alter, in dem die kindliche Neugier auch um die Dinge zu kreisen beginnt, die hinter den Erscheinungen stehen.

Eines Abends darauf, als meine Mutter das Vieh in den Ställen versorgte und der Meute gerade über dem

schlüpfte es uns auch nur wenig. Wir litten niemals Mangel an allerlei krausen Einfällen, die uns schnell vergessen ließen, was uns eben noch beschäftigt. Es wäre es auch dieser Beschwörung ergegangen, wenn sie sich nicht bald darauf durch eine Begebenheit, mit der sie in heimlichem Zusammenhang zu stehen schien, selber wieder in Erinnerung gebracht hätte.

Damals, es war im Kriege, sammelten wir nämlich in der Schule messingenes und kupfernes Gerät. Was wir sammelten, raten wir in eine große Truhe, die neben dem Katheder unter dem Bilde Hindenburgs aufgestellt war. Auch der kleine, enge Sinn des Kindes weitete sich an dem Geiste des Spiels, der in diesen Jahren den Genius unseres Volkes besänftigte. Ich kannte alle Namen der deutschen Siege und bewegte sie in meinem Herzen. Mein Vater stand selber an der Front in dieser namenlosen, grauen Echar, die den lebendigen Wall des Sieges und Schutzes um uns bildeten, und ich war sehr stolz darauf.

Als unser Lehrer, ein freundlicher alter Greis, nun sagte, daß an bestimmten Metallen, die zur Herstellung der Waffen eben doch unerlässlich seien, in Deutschland allmählich Mangel aufkomme, und uns zum Sammeln anhielt, da war auch mein Eifer für diese Tätigkeit sogleich entzündet.

Die Truhe begann sich alsbald mit allerlei Dingen, Zundern aus Messing, Hausringeln, Schellen und Uhrendelen, zu füllen, und eines Tages fand sich auch ein Weder, den ein Mädchen aus dem Oberdorf mitgebracht hatte, darunter.

Das Gehäuse dieses Weders bestand aus Kupferblech, und das verließ ihm seinen Wert. Besser als sein Uhrwerk, hatte sich sein Lautwerk erhalten. Bereitwillig ließ es nämlich sein schrilles, metallisches Wiebeln hören, wenn man es aufzog.

Damit vergnügten wir uns in den Pausen. Besonders ich konnte mir darin oft nicht genug tun. Gold ein Weder war mir etwas ganz Neues. Bei uns schien ein derartiges Hausgerät überflüssig zu sein. Mein Vater hatte sich immer schon nach dem ersten Haben-schrei erhoben und im grauen Morgen auf dem Hof zu schaffen gemacht, und meine Mutter hielt es damit nicht anders.

Dieser Weder reizte nun beständig meine Begierde. Ich erappte mich immer öfter bei dem Gedanken, ihn mir anzueignen. Wie mir dies ungeliebte Geräusch überbauen konnte, begriff ich freilich selber nicht. Es war mir bis dahin noch niemals eingefallen, meine Hände nach fremdem Gut auszustrecken. Gleichwohl wuchs das vorliche Verlangen in mir von Tag zu Tag, und schließlich vermochte ich es nicht mehr zu bezähmen. Ich nahm die Uhr heimlich an mich. Es war mir dabei, als könnte ich gar nicht anders, ebe ich die Fäden, die dieser Diebstahl haben würde, mir schon bei der Tat klar vor Augen ständen. Zu Hause trug ich mich mit meinen Brüdern eine Weile an dem wiebelnden Geräusch des Weders. Trotzdem wurde ich seines Besizes nicht recht froh und verwarf das Diebesgut bald wieder unter einem Schrank in der Stube.

Nach am selben Tage kam der Frevler heraus, und zwar verriet mich das unbedenkliche und planlose Klingeln, das das Werk noch in sich aufspeicherte haben mochte und mit dem es sich gerade vernahmen ließ, als meine Mutter zur Vesperstunde in die Stube trat. Erötend mußte ich den gestohlenen Schatz aus seinem Versteck hervorholen und seine Herkunft gestehen.

Meine Mutter sah mich dabei unverwandt an. Ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen. Sie sagte kein Wort zu meinem Geständnis, und gerade das bekümmerte und peinigte mich unfähig. Ich glaubte vor Scham vergehen zu müssen und begabte nichts schändlicher, als von ihr gebeten oder gestraft zu werden, um auf diese Weise einen Teil meiner Schuld, von der ich wie in jeder Erleuchtung auch das begriff, was sonst über die Grenzen kindlichen Verständnisses hinausging, zu sühnen. Ich hatte gestohlen, was des Vaterlandes war, und zu tödlichem Spiel mißbraucht, wessen es in seiner Not bedurfte. Konnte ich nun überhaupt noch Teil

haben an denen, die in grauer, namenloser Echar den lebendigen Wall des Sieges und des Schutzes um uns bildeten? Deren Taten ich in meinem Herzen feierte und deren Opfergeist ich um einer kleinlichen Beute willen verriet und verleugnete? Konnte ich noch Teil haben an ihnen?

In diesen Minuten, die mir mein Vergehen so qualvoll deutlich, als sei ich erwacht, ins Bewußtsein rückten, ging ich unbewußt, wie ich heute weiß, aus meiner Kindheit. Meine Schuld vertrieb mich daraus, und es war nicht anders wie damals, als die Cindigen aus dem Garten gewiesen wurden, dessen Cimaana sendem ein Ehren mit flammendem Schwert zu hüten hatte.

Endlich brach meine Mutter das schmerzhafteste Schweigen.

„Du wirst das wieder hinhängen, wo du es hergenommen hast!“, sagte sie. Damit gab sie mir den Weder in die Hand und tauschte schnell ihre Arbeitsschürze gegen eine sonntägliche um; denn sie gedachte mich auf meinem Gang zu begleiten.

So stand ich noch an diesem Abend vor meinem Lehrer wie vor einem Richter und beidete schluchzend mein Vergehen.

Den freundlichen alten Greis, bei dem ich wohl gelitten war, setzte meine Beichte offensichtlich in Verlegenheit. Er schüttelte mehrmals den Kopf und spreizte die Finger beider Hände, wie er es im Erkennen immer zu tun pflegte, wippend gegeneinander. Dann nahm er mir den Weder aus der Hand, trat mit meiner Mutter einige Schritte beiseite und unterließ sich leise mit ihr. Einmal lächelte er wie belustigt auf.

„Der Teufel selber“, rief er verwundert und so laut, daß ich es verstehen mußte, „den Teufel selber!“

Als er sich mir dann wieder zuwandte, trippelte er mit dem Finger leicht auf die Stelle meiner Brust, hinter der mein Herz schlug und hämmerte.

„Da hat sich“, sagte er nun mit freundlich überglänntem Gesicht, „der Teufel eingeschlichen. Er hat viele Gestalten... Nehmen wir an, daß du ihn nicht erkannt hast, als er kam. Jetzt mußt du dafür sorgen, daß er sich dort nicht für immer festsetzt. Mit Etoden läßt er sich freilich nicht wieder vertreiben. Mit Red-fuß und Zetteln ist er ja auch nicht gekommen. Du mußt dir's gut überlegen, wie du's am besten anfängst.“

Während sich mir auf dem Heimweg das Dunkel der Zusammenhänge allmählich lichtete, kam ich, von Zeit zu Zeit noch immer durch ein Nachklagen des Weins geistert, über den Rat des Lehrers, und wie er sich wohl verwirklichen ließe, nach.

Aber das Richtige ist mir erst später eingefallen.



Mädel komm tanzen

Holzschnitt von Fr. Cheru-Müller (Deike-M.)



Emden

Ragimund Reimesch (Deike-M.)

Lachende Weisheit

Anekdoten um Naft eddin, den türkischen Gelsenfreund

Die Predigt.

Eines Tages bestieg der Ghedscha in Midschir die Kanzel, um zu predigen. „Ihr Gläubigen“, begann er, „wisst Ihr schon, was ich Euch sagen werde?“ Da Menge antwortete: „Wir wissen es nicht!“ — „Da Ihr es nicht wisst, wie soll ich es Euch sagen“, rief er, stieg die Kanzel hinab und verließ die Moschee.

Als der Ghedscha am folgenden Freitag die Kanzel wieder bestieg und seine letzte Frage wiederholte, rief diesmal die Versammlung aus: „Wir wissen es!“ — „Da Ihr es schon wisst“, meinte nun der Ghedscha, „weshalb soll ich es Euch erst sagen“, und verließ wieder das Podium.

Als dann Naft eddin eines Tages wieder die Kanzel bestieg und nach seiner Gewohnheit die Leute fragte, ob sie wußten, was er ihnen sagen werde, riefen einige: „Wir wissen es“, und die anderen: „Wir wissen es nicht.“ Da sagte der Ghedscha mit Würde: „So mögen es die, welche es wissen, denen sagen, welche es nicht wissen!“ sprach's und verließ die Versammlung.

Der Esel.

Man hat den Meister um seinen Esel. Er sprach: „Ich habe keinen.“

Da fing der Esel im Stall an zu schreien. Es sprach: „Man hört ja des Esels Stimme.“

Darauf sagte der Ghedscha: „Ei, ich muß mich sehr wundern, daß Ihr meinen Worten keinen Glauben schenkt, während Ihr doch den Worten des Esels glaubt!“

Eine peinliche Frage.

Eines Morgens ging Ghedscha in einen fremden Garten und rief Rüben, Rettiche, Melonen und Kürbisse aus den Betten. Als er seine Beute gerade in den mit gebrachten Sad steckte, kam der Gärtner vorbei und ging auf den Eindringling los. Der Ghedscha bekam einen heftigen Schreck. „Was suchst du hier“, fragte der Gärtner. Der Ghedscha antwortete in seiner Bestürzung: „Das Unwetter von gestern Abend hat mich hierher an weht.“ Darauf der Gärtner: „Ei, wer hat das alles auseinander?“ Der Ghedscha: „Als der Sturm mich hierhin und dahin schleppte, mußte ich mich festhalten und da blieb das in meiner Hand.“ — „Gehst schon“, sagte der Gärtner, „aber wer hat jenen Sad so voll angefüllt?“ „Ja“, meinte der Ghedscha, „das habe ich mich auch schon gefragt.“

Kurz und bündig.

Dem Mieter wurde von seinem Hauswirt gekündigt. Da er die Meinung vertrat, daß der Hauswirt ihn zum Verlassen der Wohnung nicht zwingen könne, setzte er sich hin und schrieb folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr!

Ich verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung!
Ihr N. N.“

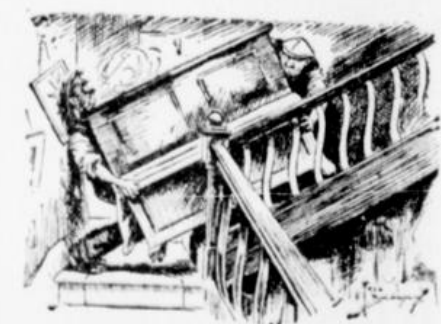
Läter gesucht.

„Wenn ich nur gewußt hätte, wie lang der Tunnel ist, hätte ich dir einen Kuß gegeben, Lieblich!“
„Um Gotteswillen, hast du das denn nicht?“

Der böse Vater.

Lieschen ist seiden von ihrem Vater gestraft worden. Weinend erscheint sie bei der Mutter und fragt nach Schlußwort:

„War Vati denn der einzige Mann, den du liegst konntest?“



Ich kann — Naft — nicht ansprechen!

Junges Blut

Verjüngungsaktion in Ostfriesland
Von HANS RIEBAU

In Ostfriesland werden die Menschen im Durchschnitt älter als sonst wo im deutschen Vaterland. Ob es am See liegt, der in unverfälschter Schwärze zu jeder Tages- und Nachtzeit bereit steht, oder am ebenso unverfälschten hohen Fettegehalt des Essens — man weiß es nicht. Eider aber ist, daß die Zahl der Hundertjährigen in Ostfriesland unverhältnismäßig groß ist und ebenso fest steht, daß diese Hundertjährigen im allgemeinen alles andere als kindliche Geister sind.

Immerhin, aber die hundert hat auch in Ostfriesland ihr Gewicht. Sie ist nicht nur der Anlaß, einen Geburtstag mit besonderer Festlichkeit zu begehen, sondern auch ein Schlüsselstein, der, wenn nicht das leibliche Leben, so doch das berufliche endgültig abzuschließen pflegt. Diese bittere Wille blieb auch Herrn von V., seit unvorstellbaren Zeiten Vorsitzender des Entenversicherungsvereins in Gr., nicht erspart. Mit viel Musik, mit Tee, mit Alkohole, war sein „Hundertjähriger“ gefeiert worden. Aber schon am übernächsten Tag stießen die Bauern von Gr. und Umgebung die Köpfe zusammen, und alsbald wurde beschlossen, im Hinblick auf die Führung des Entenversicherungsvereins eine Verjüngungsaktion vorzunehmen. Herr von V. sträubte sich nicht schlecht. Er fühlte sich jung und frisch wie nie, erklärte er, und was ihm etwa an Geisteskräfte fehle, das sei doppelt und dreifach durch jahrzehntelange Erfahrung ersetzt, die er —

Aber Herrmann Candide, der Kassierer des Vereins, klopfte ihm auf die Schulter. „Lach man, Jacobus“, sagte er, „hundert Jahre — das ist immerhin dannig alt, und in der heutigen Zeit, weist du, da brauchen wir junges Blut, das hilft nun mal allens mit.“

So kam es, wie es kommen mußte. Herr von V. wurde in allen Ehren und mit vielem Dankseiden abgesetzt, und für ihn trat Peter Gr. in freierlicher Eignung und in Gegenwart des Landrats das Amt des Vorsitzenden des Entenversicherungsvereins an. Nach der

Eignung sah man noch ein wenig beim See zusammen. Man sprach über den Lauf der Welt und über die Notwendigkeit, das Alte immer beiseite zu werfen, um dem Jungen Platz zu machen, da endlich konnte der Landrat, der neben dem finstern blickenden Herrn von V. saß, es nicht mehr aushalten. „Wie ist es eigentlich“, fragte er Herrmann Candide — und nunmehr ist es wohl an der Zeit, einzuschalten, daß es sich hier nicht um ein erfundenes Anekdoten, sondern um eine durchaus wahre Geschichte handelt — „wie alt ist er denn nun, Ihr neuer Vorsitzender?“

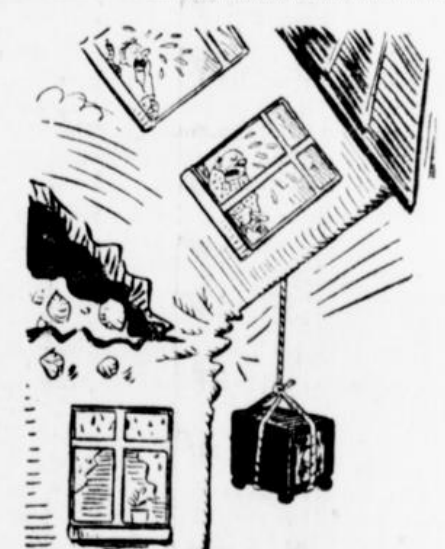
Candide, der Kassierer, dachte und rechnete ein wenig nach. Dann sagte er, indes er wohl selbst ein wenig überfordert war: „Zehneundneunzig.“

Der Landrat machte ein verblüfftes Gesicht. Herrmann Candide aber fuhr, während er dem — noch nicht einmal sechzigjährigen — Landrat ansah, fort: „Ei, na, gar zu schung, das ist ja nun wieder auch mir, meinen Sie nicht auch, Herr Landrat?“

Sehr zuvorkommend.



Erstlich: „Ist dies das Gefängnis, das da über die Bäume hinausragt?“
Zweitlich: „Nawohl!“
Drittlich: „Na, dann können Sie ja wieder umkehren, Herr Genant, jetzt finde ich mich schon allein recht!“



„Noch mal 'nen Ruck, Karl, — 's geht schon leichter!“

Nett gesagt.

„Erika hat doch Glück gehabt, daß Sie einen so reichen Mann erwischte hat!“
„Ja, aber das Glück hat sie verlassen!“

Schattenwieg.

Wir kennen einen Schotten, der die Absicht, sich einen neuen Alkos zuzulegen, verschoben hat, bis die politischen Ereignisse in der Welt beigelegt sind und die neuen Grenzen festliegen.

Fatal.

„Ich bin erledigt — ich kann mein Buch nicht verkaufen!“
„Wie heißt es denn?“
„Die Kunst des Verkaufens.“

Von FRANZ FRIEDRICH

Der Schicksalsstanz

Der Schicksalstanz

Von FRANZ FRIEDRICHS

Tio Kröger sah mit hundert anderen Gästen in Santa Catarina in der Schenke des Don Pepe. Einige Tische weiter sah Tereja, die gute, etwas belebte Tereja, die ihm schon oftmals ein Zeichen ihrer Zuneigung gegeben hatte; aber Tio Kröger liebte die Freiheit. Er war einer der besten Rancheros, die es weitem in Argentinien gab. Tereja war allein und besaß eine schuldenfreie, begüterte Ranch, die Rancho Belita. Oftmals schon hatte es sich Kröger durch den Kopf gehen lassen, diese Sache mit Tereja, aber dann war immer wieder etwas dazwischengekommen, vor allem, wenn er seine Freiheit genoss und auf seinem Silberpferd durch die Steppe ritt.

Das Tanzfest, das man zu Ehren der Hyacinth gab, stieg auf den Höhepunkt. Die Gäste waren mehr als voll, die Gitarren spielten ohne Unterlaß einen Tango nach dem anderen. Und nun sollte der Schietanz folgen. Dieser Tanz, während dem der Partner den Schleier, die Mantilla seiner Tänzerin über seinen Kopf wirft — wenn er damit seine Liebe zu seiner Tänzerin öffentlich bekanntgeben wollte.

Kröger lächelte. Er blickte zu Tereja hinüber. Und Tereja blickte darüber, aber Kröger bestellte sich einen neuen Krug und lehnte sich behaglich und dehnte die Beine und blickte nach den hübschen Senoritas. In diesem Augenblick aber geschah es, daß sich unter dem großen Tor eine Gruppe Männer sammelte. Kröger erschauerte.

„A Dios!“ rief Kröger und blickte sich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Burle, der Anführer der

Kette, war zweifellos darauf aus, diesen Tio Kröger zu fassen, weil er ihm vor einigen Monaten zu einem empfindlichen Arrest verurteilt worden war wegen Raubdiebstahls. Raubdiebstahl werden sehr schwer bestraft in der Gegend. Und Kröger war ein handfester Kerl, der auf der Farm eines Meilenburgers Dienst tat und die Nacht dazu benutzt hatte, den Dieben auszulauern.

Die Stunde der Abrechnung war da. Kröger wußte es sofort. Er schob den Sombra so tief als möglich in die Stirne und nahm Deckung hinter den zum Schleiertanz angetretenen Paaren. Aber Blinde waren auf die Tänzerinnen gerichtet. Aber er... was sollte er nun beginnen? Er sah, wie dieser Burle immer näher kam, in den nächsten Augenblicken mußte er ihn bemerkt haben. An eine Flucht war nicht zu denken.

Plötzlich sprang er auf. Die Gitarrenspieler hatten bereits mit ihrer Tanzmusik begonnen. Kröger trat mit einigen Schritten zu Tereja. Tereja blickte mit ihren dunklen Augen lächelnd auf. Dann padte er sie, drückte sie an sich... und viele Augen bemerkten es, wie Kröger ihre Mantilla über seinen Kopf warf... Genau so, wie es die meisten anderen taten. Ganz nahe war er ihrem Gesicht. Und da — während er mit dem Weib tanzte, bemerkte er, wie sie sich die Fingerringe übernahm, wie sie ihn an sich drückte und drehte, daß er mit seinen schwerbespannten Fingern kaum folgen konnte. So wirbelte er mitten zwischen den anderen dahin; immer heißer und heftiger wurde der Tanz... Die Zuschauer

klatschten, riefen, schrien und lachten. Ein Braus folgte dem anderen! Nur ganz nebenbei bemerkte Kröger, wie der Pferdewechsel Burle an ihm vorbeistampfte und mit seiner Kette die Schenke wieder verließ... weil Kröger ein miserabler Tänzer war, der hier nichts zu suchen hatte! Immer noch ging der Tanz weiter. Und als er endlich aufhörte, und Tereja die Mantilla wieder von seinem Kopf nahm, glühten ihre Augen, und in ihrem Gesicht stand die Freude.

Nachdem Kröger unter dem Beifall der Menge die Schenke, Er brachte Tereja nach Hause. Mit einem Boot wurden sie zur großen Farm übergesetzt. Kühl und herrlich war es in der Halle. Diener brachten Speisen und Getränke. Tereja sah da, blickte ihn immer noch an und fragte: „Was ist dir eingefallen, Tio... Warum hast du das getan? Ich weiß doch, daß du mich nicht liebst!“

„Gespielt oder nicht... Tereja... Die Menschen waren Zeugen, ich will mein Wort halten! Du kennst einen guten Kerl brauchen, obwohl deine Ranch jammert nicht! Prost, Tereja!“

Er ergriß einen Krug und trank ihn zu.

„Dann willst du... bei mir bleiben, Tio? Für immer?“

„Wollen oder nicht. Es muß so sein!“

„Aber warum! Warum?“

„Trag nicht so viel!“

„Aber ich will es wissen, was dich plötzlich dazu gezwungen hatte!“

„Das Schicksal, Tereja! Das liebe Schicksal!“

Schneidergeselle macht Meisterstück

Aus der Geschichte des deutschen Handwerks.
Prüfung am Schwert in Nürnberg.
Feierliche Vorgesprechung.

Wie alt der noch heute übliche Brauch ist, ein Meisterstück abzuliegen, um dadurch die Meisterwürde zu erwerben, läßt sich leider nicht mehr nachweisen. Der ursprüngliche Zweck des Meisterstücks ist im Laufe der Jahrhunderte jedoch unverändert der gleiche geblieben: der Geselle soll heute noch wie einst im frühen Mittelalter durch ein mit eigener Hand gefertigtes Meisterstück den Beweis erbringen, daß er die für das Handwerk nötigen Fähigkeiten besitzt und den Anforderungen seines Gewerbes, der Mode der Zeit entsprechend, Genüge leisten kann.

Das Meisterstück selbst hat von seiner Entstehung an viele Wandlungen durchgemacht. Gemäß den Innungsordnungen der einzelnen Städte ist es oft ganz verschieden geartet worden und hat u. a. zeitweise zu Auswüchsen geführt, die seinem eigentlichen Zweck widersprachen, bis es endlich zu seiner heutigen einheitlichen Form gelangt ist.

Das Meisterwerden war in der Regel eine sehr kostspielige Angelegenheit. Häufig waren die angehenden Schneidermeister nicht in der Lage, die Unkosten aus dem eigenenbeutel zu decken. Nur selten fand sich ein Auftraggeber, der sich auf gut Glück bei einem „Angeprüften“ ein Kleidungsstück bestellte. Die Gesellen waren deshalb darauf angewiesen, die Stoffe für die oft recht zahlreichen Stücke der Meisterprobe mit samt allen Zutaten selbst zu beschaffen. Außer der Prüfungsgebühr, die zum Beispiel in Regio 10 Thaler betrug, kamen aber noch je nach dem ortsüblichen Brauch Schmausereien und Trinkgelage hinzu, bei denen die Jungmeister nach der Prüfung freigegeben werden mußten. Angesichts solcher Bräutigamschancen haben sich die Gesellen häufig gezwungen, große Schulden zu machen, die sie im Anfang ihrer Schneidermeister-Laufbahn hart bedrückten und nicht selten zu ihrem Ruin führten.

In Koblenz (1454) mußte jeder, der Schneidermeister werden wollte, zur Probe folgende Kleidungsstücke liefern: einen Tabart aus vier Stücken für einen Priester, mit einem aufgeschlitzten Koller, wobei jedoch nicht mehr und nicht weniger Tuch verschlitten werden durfte, als erforderlich war. Ferner das Kleid eines gemeinen Mannes und ein Wams mit aufgesetzten Ärmeln, sowie ein Frauenkleid von vier Stücken. — Hundert Jahre später bestand das Meisterstück in Erlangen am Rind aus einer ganzen Garderobe: Rod, Hose, Wams, Kappe und Klagenmantel für einen Wägen, eine ausgeglichene Schuppe (langes Übergewand) für eine Geißel, ein

Burpurrod, Hose und damastener Wams für einen Bürger, ein langer Rod und ein kleines Röcklein für einen Doktor; Hose, Rod und Wams für einen Handwerksmann, Atlasmantel und Unterleid für dessen Frau, Leibrod, Hose und Wams von rheinischem Tuch für eine Bäuerin.

1683 lebten die Schneider Berlins seit, daß ein fremder Geselle „zwei Jahre wie in anderen Städten des Heil. Römischen Reiches gebräuchlich und eines Meisters Sohn (wenn er drei Jahre gereist) ein Jahr in hiesiger Residenz gearbeitet haben müsse, damit er sich verjuchte, und erforderlich werden möge, ob er zum Meister zulässig oder nicht. Jedoch sind davon diejenigen, die um eines Meisters Tochter allhier heirathen, ein Jahr befreit.“

Nachdem 1731 durch Reichsdekrete alle „kostenbaren und unnützen Meisterstücke, unnütigen Wahlzeiten und Zeremonien bei Vorlage eines Meisterstückes“ abgeschafft worden waren, finden wir in der folgenden Zeit neue Bestimmungen für das Meisterwerden. Ein „Mannschneider“ muß einen Mantel in einem Schnitt fertigen, ferner einen Mannsrod, Kamisol (Weibchen) und Hose aus einem Stück. Ein „Frauensneider“ eine gesteppte, wohlverfertigte

Schürbrust, die auf dem Rücken zugeknüpft wurde, ein wohlverfertigtes Frauenkleid nach der Mode, einen Mantel oder schliefenden Nachrod und einen Frauenrod.

Noch immer gab es Städte, in denen viel größere Ansprüche gestellt wurden, so zum Beispiel Nürnberg, wo die Meisterprüfung als die schwerste in ganz Deutschland galt. Nachdem dem angehenden Meister, dem „Matinger“, ein halbes Jahr Vorbereitungszeit zugewiesen worden war, mußte er nach Ablauf dieser Zeit in der dazu bestimmten Amtsstube auf einem langen Tisch neun Stunden lang alle um schwere Kleiderarbeiten, nämlich ein Prälatens- und Priesterhabit, einen Ehrentrod, wie ihn die Nürnberger Ratsherren trugen, eine Schuppe, die die sogenannten „Kronbräute“ aus den adeligen Häusern am Hochzeits- tage trugen, und zwar gerade auf die Art, wie sie die Schneider ehemals aus dem Zeug und Stoff zu schneiden pflegten, „auf das Netteste aufreihen“ (aufzeichnen). Die angehenden Handwerksmeister und vier geschworene Meister prüften die Zeichnungen scharf mit Elle und Zirkel nach und stellten dem Matinger allerlei Fragen, worauf er, wenn alles gut abgelaufen, feierlich zum Meister gekrönt wurde. Hans Werner Ludwig.

Menschenfresser in der Südsee

Mit gutem Grund sind die Malekula-Inseln die wenigst besuchten Inseln der Südsee, denn die Bevölkerung von etwa 10.000 Köpfen huldigt noch dem Menschenfressertum. Der englische Weltreisende Harrisson ist soeben nach England zurückgekehrt, nachdem er hiesig der Dörfer der Malekula-Inseln besucht hat. In den 12 Monaten, die er sich bei den Nambas, die den nördlichen Teil der Insel bewohnen, aufhielt, wurden nicht weniger als dreißig Menschen getötet; von diesen wurden sieben im Triumph nach Hause gebracht und gebraten. Frauen nehmen in der Regel an dem Verzehren des Menschenfleisches nicht teil, aber unter gewissen Bedingungen erlauben einige Stämme ihren Frauen, Mädchen zu essen, die bei den Eingeborenenkämpfen getötet werden. Harrisson weist darauf hin, daß die allgemeine Vorstellung von diesen „Menschenopfern“ eine ganz falsche sei; es handele sich gar nicht um Orgeln irgendwelcher Art, sondern das Fest sei nur ein Siegesfest, bei dem unheimliche Tummeln erklingen und Männer die ganze Nacht ihre Tänze aufführten. Inzwischen richteten die Frauen ihre Feuer her. Bei Tagesanbruch set der im Freien befindliche Ofen mit den rotglühenden Steinen bereit.

Dann werde der Leichnam mit Keulen geschlagen, so daß jeder Knochen zertrümmert werde, und dann mit Laub bedeckt in den Ofen gelegt. Wenn später Asche und Laub entfernt seien, werde an jeden Mann ein Stück Fleisch ausgeteilt, das er essen müsse. Harrisson schildert die Bewohner dieser Inseln als besonders grausam und kriegerisch und erzählt, daß sie jede Gelegenheit, sich gegenseitig zu bekämpfen, ergreifen.

Deutschland hat die meisten Fahrräder

Nirgendwo hat das Fahrrad für den Verkehr zahlenmäßig eine derartige Bedeutung als in Deutschland. Nach einer neuen Statistik gibt es in Deutschland die weitaus meisten Radfahrer von allen europäischen Ländern. Man zählt in Deutschland rund 15 Millionen Radfahrer. Erst in weitem Abstand folgen Frankreich mit 6,7 Millionen, Holland mit 3 Millionen, Belgien mit 2 Millionen, Dänemark, das flämische Land der Radfahrer, mit 1,5 Millionen, die Schweiz mit 0,5 und Polen mit 0,4 Millionen Radfahrer. Allerdings ist in Holland und Dänemark jeder zweite Einwohner ein Radfahrer, während in Deutschland auf jeden vierten Einwohner ein Radfahrer kommt.



Am Herdfeuer

Unterhaltungsbeilage
zum Berner Anzeiger

Nr. 103

1934

DER MANN im Havelock

Kriminalroman von Hans Hirthammer
Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Weidau/Sa.

Miß Vale preßte die Hand aufs Herz. „Oh, Sie haben endlich die Beweise, daß der Lord —“

„Nicht! Nicht!“ lächelte der Mann im Havelock. „Um Sie zu bekommen, bedarf ich Ihrer Anwesenheit!“

„Was — wird mit ihm geschehen?“

Das Gesicht des Mannes im Havelock verzerrte sich. „Er wird sterben, noch in dieser Stunde.“

Miß Vale erschauerte. „Also — Mord, Mister Golgin?“

Wäre es nicht besser — auch für Sie, wenn Sie ihn der Polizei übergeben würden?“

Der Mann im Havelock lachte. Es war ein unheimliches, drohendes Lachen. „Ich bin zur Polizei gegangen, Mylady, vor siebzehn Jahren. Damals war ich noch in diesem störrischen Glauben befangen, daß sie den Mörder meiner Frau bestrafen würden. Nichts geschah, nichts, nichts! Laufen ließen sie ihn! Ich war es, ich allein, der sich an seine Spur heftete, ich war es, der ihn von Erdbteil zu Erdbteil jagte, ich werde es sein, der ihn richten wird.“

Bale überließ ein Schauer. Sie fühlte, wie sie auf neue dem Einfluß dieses Mannes unterlag, der alles, Ehre und Beruf, dem einen Ziele geopfert hatte. Wollten seine Anklagen Wahnsinn sein, er war beissen von ihnen, er lebte und kämpfte für sie. Das machte ihn groß und bewundernswert.

Sie reichte ihm erschüttert die Hand. „Ich wollte Sie nicht tranken, Mister Golgin.“

Doch er schien den Zwischenfall bereits vergessen zu haben. Erstaunt sah er auf Vales Hand und drückte sie heftig.

„Kommen Sie, Mylady!“ rief er hastig. „Die Zeit drängt!“

Sie folgte ihm über die Treppe in die Gemächer, die Lord Asham bewohnte. Als sie sich jedoch in den Räumen befand, die ihr aus den Tagen der Kindheit vertraut waren, überwältigte sie die Erinnerung. Das Gefühl der Rache verdrängte alle Überlegung. Ein unbändiges Verlangen kam über sie, vor den Mann hinzutreten, ihm seine Schuld ins Gesicht zu schreiben und Rechenschaft von ihm zu fordern.

Der Mann im Havelock schien ihre Gedanken zu erraten. „Der Lord ist bereits zu Bett gegangen!“ flüsterte er. „Treten Sie in sein Schlafzimmer und rechnen Sie mit ihm ab! Sie brauchen nichts zu befürchten. Ich bleibe in Ihrer unmittelbaren Nähe und werde später zu Ihnen kommen!“

Mit einem raschen Entschluß, all ihren Mut zusammennehmend, trat Bale in das Zimmer. Erschauernd dachte sie daran, daß es jenes Zimmer war, in welchem sie geboren wurde.

Auf dem Nachttisch brannte eine Stehlampe. Der Lord lag bereits im Bett, er las aus einem Buch. Beim Geräusch der sich öffnenden Tür fuhr er erschrocken empor und starrte mit entseetzten Blicken auf die Gestalt, die sich raschen Schrittes näherte.

„Wer — sind — Sie? — Wie kommen Sie — hierher?“ brachte er endlich heraus. Das Feinliche der Situation erhöhte seine Verlegenheit.

„Ich bin Lord Ashams Nichte, Mister Barnay!“ sagte Bale, sich mühsam beherrschend.

Lord Asham erbleichte, als er sich mit dem Namen Barnay ansprechen hörte. „Was wollen Sie von mir?“ leuchtete er in ohnmächtiger Wut. „Sie sind gewaltig in mein Haus eingedrungen. Ich werde Sie durch meinen Diener hinauswerfen lassen oder ich werde Sie der Polizei übergeben!“

Bale lächelte, obwohl sie ihr Herz heftig klopfen fühlte. „Das werden Sie kaum tun, Mister Barnay!“ Der Lord fuhr stehend ein. „Was wollen

Sie mit Ihrem „Mister Barnay“? Ich bin Lord Horace Asham, habe aber keine Lust, mich mit Ihnen darüber herumzuplätzen. Verlassen Sie sofort mein Haus, auf demselben Weg, wie Sie gekommen sind, und betreten Sie es nicht wieder. Ich möchte es gerne vermeiden, Sie hinausweisen zu lassen!“

„Ich hatte gehofft, Mister Barnay, daß Sie mir für mein Kommen danken würden!“

„Oh — Ihnen danken?“ Der Lord hatte beinahe laut aufgelacht.

„Doch! — Ich habe davon gelesen, daß die meisten Verbrecher in ihrer Todesstunde den Wunsch hegen, einem Mitmenschen ihr Herz zu erleichtern.“

Der Lord starrte das junge Mädchen in verständnisloser Verblüffung an. Er wollte eben eine Antwort geben, als sein Blick zufällig auf die offene Tür fiel.

In ihrem Rahmen stand ein Mann und sah schweigend zu ihm hinüber.

„Was — geht hier vor? Wer sind Sie?“ schrie der Heberumpelte toll vor Angst.

„Es ist der Mann im Havelock, Mister Barnay!“ Miß Vales Stimme klang gedämpft.

Lord Asham alias Barnay erbleichte. „Erbarmen!“ flehte er, während er mit schlatternden Knien aus dem Bett taumelte.

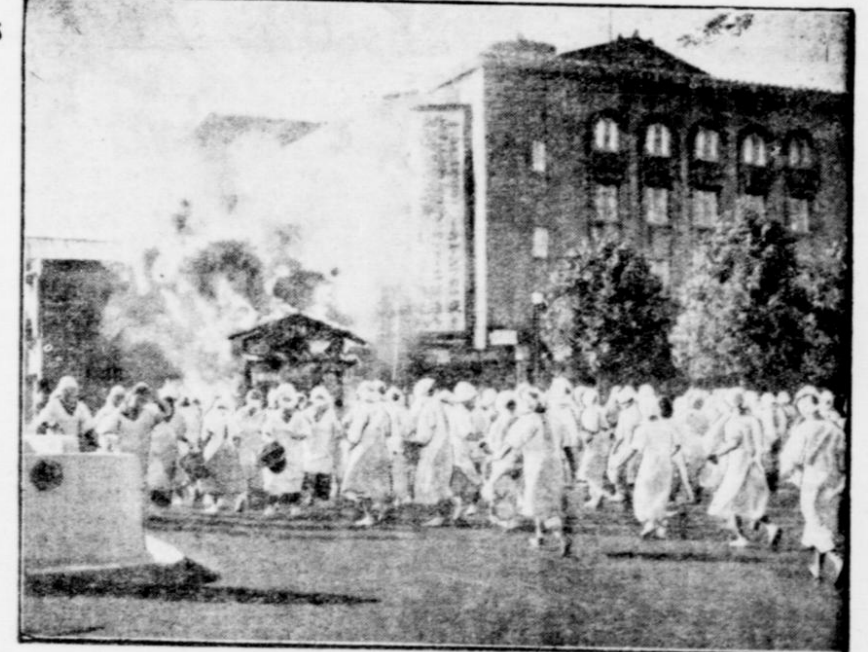
Er schwankte ein paar Schritte auf den Mann im Havelock zu. „Ich will alles gutmachen, gleich morgen früh will ich die nötigen Schritte unternehmen. Die Lady wird alle Unterlagen bekommen, um vor dem Gericht ihr Erbe antreten zu können.“

Der Mann im Havelock kniff die Augen unter dem breitkrempigen Schapphut zusammen und sah verdächtig auf die Sammergestalt, die in dem hellgrünen Poljama einen reichlich grotesken Anblick bot.

„Sie werden damit nicht mehr bis morgen warten! Sehen Sie sich sofort an Ihren Schreibtisch! Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde Zeit, die notwendigen Erklärungen zu Papier zu bringen.“

„Und ich darf hoffen —“

Japanische Geishas bei der Luftschutzübung



Vor kurzem konnte man die Geishas aus dem Yoshioka-Bezirk in Tokio in einer auch für japanische Augen etwas ungewöhnlichen Rolle beobachten. Sie hielten eine Luftschutzübung ab. Das Bild zeigt sie beim Löschen eines Brandes. (Presse-Bild-Zentrale-M)

Dann wandte er sich nach Mäx Kale um. „Warten Sie draußen auf mich, Anklage!“

Er zog das Futteral aus seiner Brusttasche und öffnete es.

„Kennen Sie das — Sinclair Barnan?“

Der Angeredete warf nur einen flüchtigen Blick auf den Gegenstand, dann fing er gellend an zu schreien.

Elftes Kapitel.

Vom Krankenhaus weg begab sich Joe Friend sofort zum Yard, wo er auf seinem Schreibtisch einen Zettel fand. Das Zimmermädchen hatte prompt gearbeitet. Es war die Abschrift des Schreibens vom Mann im Havelod an Mäx Kale.

Also um 11 Uhr in Adam Castle! Das war ja eine interessante Neuigkeit. Wie gut, daß er dieses aufgeweckte Mädel in der Geofiren Lane getroffen hatte.

Das waren ja interessante Neuigkeiten!

Er warf einen raschen Blick auf seine Armbanduhr. Halb elf! Zu dumm, die Sorge um Inspektor Grant hatte ihn aus dem Kopf geschlagen. Öffentlich war es nicht schon zu spät, neues Unheil zu verhüten!

Kurz vor Mitternacht hielt ein Polizeiauto mit zehn Mann vor dem Eingang von Adam Castle. Als erster sprang Joe Friend vom Wagen und setzte den Türklopfer mit einer Wucht in Bewegung, die man nicht gerade rühmend nennen konnte. Mit einem unheimlichen Tempo hallten die dumpfen Schläge aus dem Innern zurück.

Die Beamten warteten mit steigender Ungeduld. Das alte Schloß schien völlig verlassen.

Ein zweites und drittes Mal ließ Friend den eisernen Klopfer gegen die Tür raschen. — Nichts! Fünf Minuten verstrichen.

„Zum Teufel, das ist ein unheimlicher Kasten!“ murmelte einer der Beamten.

„Alles Leben war ausgekorkt im Innern dieser Mauern, die nichts anderes zu beherbergen schienen als schreckliche Geheimnisse.“

Friend überlegte. Sollte er die Tür aufbrechen lassen? „Wir werden es erst einmal mit der Kellerspore versuchen!“ rief er.

Er nahm die Hälfte seiner Beamten mit sich. Den Rest ließ er mit der Weisung zurück, mit Ausnahme von Lord Adam jeden festzunehmen, der etwa versuchen sollte, das Haus zu verlassen.

Zum zweitenmal — diesmal mit fünf Begleitern — betrat er das finstere Gemäße. Alle hatten ihre Taschenlampen entzündet. Mit schwebender Pistole drang die kleine Schar vorwärts und gelangte an die Mündung des Seitenganges, der am Nachmittag bereits Friends Aufmerksamkeiten erregt hatte.

Der Weg geradab war durch eine Mauer versperrt. Hätte Friend nicht genau gewußt, daß er das istmal den Weg in gerader Richtung fortgesetzt hatte, dann hätte er sich täuschen lassen. Die Quermauer schien fest in die Seitenwände gefügt, sie machte den Eindruck, als habe der Eigentümer sie vor vielen Jahren errichten lassen, um irgendein verschüttetes Gemäße damit abzuschließen. Jedenfalls waren keinerlei Merkmale vorhanden, daß diese Mauer eine Attrappe war, eine Tür, die zu den Geheimnissen von Adam Castle führte.

Friend ließ zwei Beamte an dieser Stelle zurück und drang mit den andern im Seitengang vorwärts.

Die Kelle. Adam Castle trennen von Labrinto von Mäx Kale noch überdauern zu wollen. Alle Augenblicke zweigten rechts oder links neue Seitengänge ab, finstere Gemäße, die irgendwohin in verschwiegenen Höhlen, ins Ungewisse führten mochten.

Das Unheimliche war die undurchdringliche, schauerliche Finsternis, die einem aus allen Winkeln entgegenstarrte. Kein elektrischer Schalter, keine Lampe, kein Fenster, das erlösendes Licht gependet hätte!

Allmählich gab Friend die Hoffnung auf, mit seinen paar Leuten den Mann im Havelod und seine Genossen zu fangen. Die Kellergewölbe boten dem Ortskundigen ein höheres Versteck. Wer wußte denn, ob nicht jene Mauer dort eine geheime Tür war, hinter die die Feinde mit vernünftiger Miene saßen; wer wußte, ob dieser Gang nicht wieder irgend so eine verdamnte Falle war, wie die von gestern?

Friend hatte gehofft, eine Treppe zu finden, die nach oben führte. An jeder Abzweigung ließ er seine Leute halten, beschritt mit einigen den Seitengang, fand immer wieder neue Verästelungen, schaltete topf-schüttelnd von den Wartenden zurück.

Einmal entdeckte sie tatsächlich eine Treppe, aber sie führte — nach unten. Den Amerikaner packte die Verzweiflung. Sollte sich dieser verdamnte Fußboden etwa noch eine Treppe tiefer ausbreiten?

Er blühte auf seine Taschenlampe. Es war schon bald halb zwei. Sollte anderthalb Stunden waren sie bereits in diesen Gängen. Friend gewann die Ueberzeugung, daß die Treppe, die ins Schloß hinaufführte, durch irgendeine Einrichtung für den Unterdungen unauffindbar gemacht worden war.

Eben wollte er sich entschließen, die Suche für dieses Mal aufzugeben und den Rückweg anzutreten, um so mehr, als die Batterien der Taschenlampen nicht mehr lange halten würden. Da glaubte er vor sich ein leises Geflüster von Stimmen zu vernehmen.

Er gebot seinen Leuten durch einen Wink, sich ruhig zu verhalten und die Lampen auszulöschen.

Der Amerikaner horchte aufmerksam. — In der Tat, vor ihnen befand sich jemand! Man konnte deutlich zwei Stimmen unterscheiden.

Eine freudige Genugtuung überkam Friend. Also war die Mühe doch nicht ganz vergeblich gewesen.

Die Beamten saßen sich an den Händen, um sich in der Dunkelheit nicht zu verlieren, und schlichen mit angehaltenem Atem langsam vorwärts. Man hätte eine Maus laufen hören, so still war es.

Plötzlich blieb Friend stehen. Die Sprechenden konnten keine zwanzig Schritte mehr entfernt sein. Man verstand jedes Wort.

„Wo, mein Lieber“, sagte einer der Beamten. „Die werden sich hüten, ernstlich den Kampf mit uns aufzunehmen. Um Grunde haben sie doch Angst vor uns.“

„Ich weiß nicht!“ entgegnete der andere. „Es ist doch immerhin eine verfluchte Gefährlichkeit. Ich wollte, ich wäre endlich wieder draußen. Finde es verdammt ungemütlich, hier im Finstern zu sitzen. — Wo nur der Chef so lange bleibt? Sie werden ihn doch nicht schon ermächtigt haben?“

„Aha, dachte Friend, hat auch der Chef schon im Stich gelassen!“

Er trat noch einige Schritte vor. Dann näherte er seinen Mund dem Ohr des Hintermanns und flüsterte:

„Um einige Worte zu. Dieser gab die Weisung auf die gleiche Art rückwärts.“

„Hände hoch!“ rief plötzlich Friend mit lauter Stimme. Im gleichen Augenblick flammten sechs Taschenlampen auf und die Wänden von sechs Pistolen richteten sich nach vorne.

Die zwei Ueberrumpelten waren so heftig erschrocken, daß sie ihre Waffen fallen ließen und entsetzt die Hände in die Höhe streckten. Sie waren schon deswegen kampfunfähig gewesen, weil sie vom hellen Licht geblendet waren und ihre Angreifer nicht sehen konnten.

Einen Augenblick später aber trat eine völlige Aenderung der Lage ein, eine Wendung von so fataler Art, daß Friend nach Wochen noch in ein Donnerwetter ausbrach, wenn er an diesen Augenblick dachte.

Diese unerwartete Wendung bestand darin, daß Friends Kollegen ihre Pistolen sinken ließen. Wahrhaftig, keiner machte eine Ausnahme! Sie steckten ihre Waffen ein und — gingen unbändig zu lachen an. So gewaltig lachten sie, daß Friend, der zunächst ärgert war, nichts anderes tun konnte, als mitzulachen.

Die beiden nämlich, die mit schlatternden Knien und schredensbleichen Gesichtern vor ihnen standen, trugen die schmutzige Uniform der Beamten von Scotland Yard und entpuppten sich bei näherem Zusehen als die Kollegen, die man vorhin an dem verschlossenen Eingang zur Zelle zurückgelassen hatte.

Schließlich stellte es sich heraus, daß Friend mit seinen Leuten im Kreis herumgelaufen und nun wieder am Ausgangspunkt angelangt war.

Zehn Minuten später standen sie alle wieder draußen im Freien. Es war ein erquickendes Bad, nach der modrigen Dampfschicht der unterirdischen Gewölbe.

Friend ließ seine Begleiter als Wache an der Kellerspore und kehrte an den Haupteingang zurück.

Hier hatte sich in der Zwischenzeit nichts ereignet. Nach wie vor schien es, als sei Adam Castle von allen Bewohnern verlassen.

Wieder setzte Friend den Klopfer in Bewegung, kräftig und anhaltend, hörte den hohlen, gepfeiften Widerhall, wartete vergeblich auf ein Lebenszeichen.

Doch man mußte dem Geheimnis auf die Spur kommen, und dazu gab es keinen anderen Weg, als den Eintritt mit Gewalt zu erzwingen.

Der Werkzeugkasten des Polizeiwagens war für solche Zwecke eingerichtet und mit allem versehen, was zu einem improvisierten Einbruch nötig war.

Eine merkwürdige Spannung lag über allen Gesichtern, als einer der Beamten den Drillohrer an die Füllung der Tür setzte. Das Holz war hart wie Stein, der Bohrer brach ab. Erst als ein zweiter Bohrer arbeitete, konnte der Widerstand des Holzes gebrochen werden. Dann wurde eine schmale flache Säge in Tätigkeit gesetzt. Ihre scharfe Zähne fraßen sich aufreißend in die Füllung.

Nach viertelstündiger Arbeit brach die Füllung splitternd ein und ein schwarzer Spalt, groß genug, um einen Mann durchzulassen, gähnte den Lauernden entgegen.

(Fortsetzung folgt)

Das alte Spiel der 32

Eine Plauderei über das Schach

Das uralte Schachspiel, das so viele Wandlungen und Wechsel auf der Erde überdauert hat, ist heute nicht weniger beliebt als vor Tausenden von Jahren. In Europa kennt man das Schachspiel seit fast einem Jahrtausend seine Heimat hat es in Indien, wo ein ichtarinniger Dichter dieses lehrreiche Spiel mit den 32 Figuren auf 64 Feldern erlind, dieses logischste aller Spiele, bei dem sich jedes kleine Versehen bitter rächt. Das Spiel verbreitete sich zunächst nach China und Persien, wurde um 800 in Griechenland bekannt und dann durch die Kreuzfahrer nach Italien und Spanien gebracht. Die aus dem Morgenlande heimkehrenden Kreuzfahrer machten es dann auch in Deutschland und Frankreich bekannt. Im Mittelalter war es besonders verbreitet, und damals war es ein Lieblingspiel auch der Frauen. Bilder aus der Zeit um 1500 zeigen vielfach Frauen beim Schachspiel. Um 1600 scheint das Spiel an Beliebtheit verloren zu haben, dann aber kam eine neue sogenannte Schachwoge, und heute ist es geradezu eine Wiffenslast geworden, und es gibt eine umfangreiche Literatur über das Schach.

Die Schachfiguren haben im Laufe der Zeit manche Veränderung erfahren. In vielen Museen können wir

alte Schachspiele bewundern, die einstmal im Besitz von Königen und Fürsten waren und sich durch wunderbar gearbeitete Figuren auszeichnen. Die Stoffe, aus denen diese gefertigt sind, sind Gold und Silber, Ebenholz und Elfenbein, während man für gewöhnlich das einfache Holz Brett und die aus Holz geschnitten oder gedrehten Figuren benutzt. Besonders Buchsbaumholz ist viel verwendet worden. Neben den Elfenbeinfiguren findet man oft auch solche aus Knochen.

Natürlich versuchen die Künstler unserer Tage, den Figuren eine möglichst moderne und hübsche Form zu geben, ohne doch die alten Grundlinien zu verlassen. Man muß einen König als König, einen Turm als Turm erkennen können usw.

Ein besonders hübsches Schachspiel ist von einer Porzellanfabrik herausgebracht worden. Das Brett besteht aus blauen und weißen Feldern, die weißen Felder sind mit feinen Goldlinien, Kugeln und dergleichen geziert, sodaß man ein wenig an alte chinesische Kunst erinnert wird. Auch die Figuren sind aus Porzellan und geben den Ideengestalt der alten Schachfiguren charakteristisch wieder. Daß dieses porzellanene Schach, das doch sehr zerbrechlich ist, sich einbürgern

wird, ist jedoch zu bezweifeln. Man versucht heute überhaupt, alle möglichen Materialien zu Schachspielen zusammenzufassen. So gibt es Bretter, die aus hellem und dunklem Schildpatt bestehen, während bei andern die Figuren aus schwarzen und weißen Kalkblöcken hergestellt sind. Auch Aluminium und Stahl werden verwendet.

Historische Schachspiele sind nichts Seltenes. So wurde in Deutschland eines verfertigt, das die Schlacht im Teutoburger Walde darstellte, wo die eine Hälfte der Figuren die Germanen, die andere die Römer verkörperte. Das Brett ist aus Email, in rot und grün gehalten. Allerlei germanische Symbole sind auf den Feldern angebracht, sowie die Namen des Armin und des Varus. Dieses Spiel ist an einen reichen Deutsch-Amerikaner verkauft worden.

Auch der Rubismus hat sich der Schachfiguren bemächtigt und stellte aus Ebenholz, Elfenbein und Silber abstrakte Symbole dar, zwischen denen man sich erst zurechtfinden muß, ehe man weiß, welchen Stein man eigentlich vor sich hat.

Manche Schachbretter haben heute herausklappbare Seitenfelder, auf denen die Gesungenen untergebracht werden.

Mertner Heiling

STILLE BEGEGNUNG

Erzählung von HANS BETHGE

Zwei Menschen lieben einander, aber sie finden sich nicht: da keiner von den Empfindungen des anderen weiß. Das Leben treibt sie in die Wirris ihrer weit getrennten Schicksale — da, im Alter plötzlich, durch einen Zufall, kommt eine Stunde, in der jeder stummend von der frühen, verschwiegene Liebe des anderen erzählt. Aber nun ist es zu spät. Das Dasein läuft weiter, als wäre nichts geschehen.

In Berlin lebte ein Dichter, mit Vornamen Ferdinand, wohlbekannt, von vielen verehrt, mit ergauntem Haar und von immer noch schlanker, jugendlich aufrechter Gestalt. Er war mit der Stadt seit einem Menschenalter nahe verbunden, kannte sie gut, liebte sie, hatte ihre starke Entwicklung miterlebt und gedachte ihr treu zu bleiben bis an sein Ende. Als er eines Tages auf einer Reise durch Norditalien heimkam, fand er ein Schreiben von der Diktation des Rundfunks vor, die ihn aufforderte, an einem noch zu bestimmenden Abend am Mikrophon über das Berlin von einst zu plaudern, über das glückliche Berlin um die Jahrhundertwende. Ferdinand überlegte einen Augenblick, dann sagte er zu.

Der Abend kam. Der Dichter schickte den Rundfunkhörer mit klarer, fast jugendlicher Stimme und in höchst anschaulicher Darstellung das Berlin jener ferneren, sorglosen Tage. Er kam auch auf den Sport zu sprechen, mit dem ihn immer starke Sympathien verbunden, und erzählte rühmend von der damals befehlenden und beliebtesten Turnierreiterin, der schönen Lisa Braun, die sich durch ihre Grazie und durch ihre Eleganz beim Springen die Herzen der Allgemeinheit zu erobern wußte.

Wenige Tage nach jenem Vortrag fand Ferdinand, als er beim Morgenspaziergang, einen Brief unter seiner Post, mit einer schrägen feinen Handschrift auf dem Umschlag, die er nicht kannte. Er öffnete, las, ein lebhaftes Staunen lag über seine Züge, er sagte sich verwirrt an die Stirn. Der Brief kam von der ehemaligen, aus dem Gedächtnis der Menge längst verschwundenen Königin des deutschen Reitsports, von der einst bezaubernden Lisa Braun, die nun eine alte Dame geworden war. Sie schrieb, sie habe von einer Bekannten gehört, daß ihr Name im Rundfunk von Ferdinand genannt worden sei, ob das stimmte. Sie bedauerte unendlich, den Vortrag verpasst zu haben, aber es würde sie lebhaft interessieren, nachträglich zu hören, daß sich jemand noch ihrer erinnere, besonders ein Dichter.

Ferdinand ging ganz erregt und mit gleichsam abgewandten Augen im Zimmer auf und ab, legte seine Zigarette fort, setzte sich dagn und schrieb: „Sehr verehrte gnädige Frau! Ihre Zeilen sind mir ein hochwillkommener Gruß aus entwichenen Tagen — aus den schönen Tagen meiner Jugend. Unjener Jugend, darf ich wohl sagen. Ja, ich habe Ihren Namen neu im Rundfunk genannt, in Verbindung mit ihrer Grazie, Ihrer Schönheit, Ihrem Ruhm als Reiterin, der damals das Land erfüllte. Ich muß Ihnen heute ein Geständnis machen, liebe gnädige Frau, ein Geständnis, zu dem ich nie im Leben gekommen wäre, wenn Sie nicht Ihre Anfrage an mich gerichtet hätten, die mich so wehmütig und doch so glücklich stimmte. Ich habe Sie geliebt, gnädige Frau. Ich habe Sie oft beim Reiten gesehen, wir sind häufig zu gleicher Zeit in der Manege geritten, wir sind uns oft im Tiergarten begegnet, und wenn ich Sie sah, fuhr ein beglückendes Wehen durch mein Herz, ich atmete froher und leichter bei Ihrem Anblick, es war, als spürte ich den Duft von Rosen um mich her, und ich habe Ihnen oftmals sehnsüchtig nachgesehen, Ihrer Schlankheit, Ihrer vorbildlichen Haltung, jeder Bewegung Ihrer leicht federnden Glieder. Ja, liebe gnädige Frau, es war kein Zufall, daß ich Sie neulich abends im Rundfunk nannte. Es war nicht nur eine sportliche, es war auch eine menschliche, sehr persönliche

Erinnerung, eine stille, immer noch leuchtende Erinnerung meines Herzens. Wie konnte ich anders als auch Ihrer gedenken, vor allem Ihrer, als ich jene ferneren Tage an meinem Gedächtnis vorübergleiten ließ. Leben Sie wohl, gnädige Frau, und nehmen Sie es gütig auf, dieses späte Geständnis einer frühen Liebe. Ferdinand.“

Der Dichter wartete. Einige Tage später sah er wieder einen Brief mit der schrägen, feinen Handschrift unter seiner Post. Er öffnete ihn schnell, erwartungsvoll, fast wie ein Liebhaber, und las: „Lieber Ferdinand! Darf ich Sie so nennen — dieses einzige Mal? Wenn Sie wüßten, wie völlig bestürzt ich war, als ich Ihre Zeilen las. Sie rührten alle, liebe Empfindungen in mir auf. Denken Sie etwa, ich kenne Sie nicht? Oh, ich kenne Sie gut. Sie und Ihr Pferd, Sie ritten einen schmalen, nerösen Kappen und sprangen mit Vorliebe über das Koppelrid. Wenn ich in die Manege kam, so sah ich mich um, ob Sie zugegen waren, und wenn ich Sie erblickte, wurde es ruhig in meinem Innern und ein Gefühl des Glückes lag in mein Herz. Ja, ich habe Sie geliebt, Ferdinand, ich sehe noch alle Ihre jugendlichen Bewegungen und welche Mühe Sie hatten mit dem spanischen Schritt. Eines Tages blieben Sie fort und Verlassenheit kam über mich. Mein Ruhm ist längst erloschen, der Ihre lebt. Ich kenne alle Ihre Bücher, mehrere liebe ich. Ich bin alt und runzlig geworden, eine Frau altert schneller als ein Mann. Auch war das Leben hart zu mir, voll dunkler Erfahrungen und Bitternisse. Ich bin vereinsamt und verlange nichts mehr von diesem Dasein. Schreiben Sie mir nicht wieder. Wir wollen uns nicht sehen — wozu, es ist zu spät, und wir kennen beide das Leben gut genug, um zu wissen, daß solche späte Begegnungen nur Enttäuschungen sind. Aber ein Leuchten ist jetzt um mich her in der Mühel des Alters: das Bewußtsein, daß ich Ihnen nicht gleichgültig war, damals, als mich noch Jugend und Schönheit schmückten. Leben Sie wohl. Leben Sie wohl für jetzt und immer. Lisa.“

Ferdinand ließ die Zeilen sinken. Er fand auf, schüttelte den Kopf, trat auf den Balkon und sah lange zerstreut in das Getriebe der Straße. Dann ging er an den Schreibtisch und vergrub sich still in die Arbeit. Das Leben lief weiter, für ihn und für Lisa, sie gedachten einander in ständlicher Erinnerung. Sie sind einander niemals wieder begegnet, weder persönlich noch in Briefen.

Kleider aus Spinnweben

Der erfindungsreiche Mensch hat, wie es ja naheliegt, versucht, die Spinnen in seinen Dienst zu stellen und aus ihren Fäden brauchbares Material zum Weben zu gewinnen. Man hat seinerzeit in Frankreich Tausende von Spinnen gequält und aus den Spinnweben Fäden gesponnen, die zu Handschuhen und Strümpfen verarbeitet wurden. Leider war der Versuch wieder aufgegeben worden. Die Spinnen bestärkten sich nämlich so weitend, daß man sie in besonderen Gefäßen sehr für sich unterbringen mußte, und diese Gefäße wiederum mußten so groß sein, daß die Spinnen darin ihre Netze spinnen konnten. Natürlich mußte jede Spinne auch einzeln gefüttert werden. Das ganze wurde also viel zu kostspielig, und man überließ die Spinnen wieder sich selbst und verzichtete darauf, sie zu einem nützlichen Haustier zu machen.

Fußballers erste Liebe

Erzählung aus dem Sport / Von FRITZ G. DIETRICH

Romantik ist eine Krankheit für den, der sich dem Sport ergeben hat, zumal dem des eblen Fußballs. Das sollte Escamillo Gelbe an eigener Haut erfahren. Verdankte er doch leider schon den Namen des verführerischen Stierkämpfers Escamillo aus der Oper „Carmen“ einer tomanhaften Schwärmerin seiner sonst so hausbackenen Mutter. Zwar ist er niemals von ihr mit diesem Namen gerufen worden, sondern in den Kinderjahren „Milchen“, was sich später zu „Mile“ vermannlichte.

Milchen-Mile ist in Herzensangelegenheiten noch gänzlich unbelastet. Man hat dazu keine Zeit, wenn das Wachen und Träumen einzig vom Lederball erfüllt ist. Doch das Schicksal schläft nicht.

Eines Morgens führt der Weg Gelbe durch die Vorstadt. Rachen auf dem Balkon eines Mietshauses, die Rückseite eines blonden Mädchens zeigt sich, ein leiser Aufschrei, und ... vor Miles Füßen fällt eine rote Kugel nieder. Elektrisch durchzuckt es Gelbes Brust, die Spende aufzuheben. Er sucht einen Blick der Schönen zu erhalten, doch nur ein dreistes Augengesticht schielt sich über die Brüstung. Milsch schnell verbißt Mile das Liebesgeheimnis, denn daß es sich um ein solches handelt, ist ihm plötzlich Gewißheit. Daran vermag auch der Umstand nichts zu ändern, daß ihm der Junge nachstrahlt und die Herausgabe der Kugel fordert: „Ich hab sie fallen lassen, und Eisen gehört je. Geben Sie her, sonst verhaßt die mir!“ Escamillo fühlt sich ganz Stierkämpfer. Er erhebt an der Ecke drei glühende Rollen und händigt sie dem Aufdringlichen aus: „Für Fräulein Elise, kleiner Freund, mit meinen ergebensten Grüßen.“ Zeigend rennt der Bengel mit der Beute davon.

Seit dieser Viertelstunde ist Mile Gelbe, hinter

Stürmer der Dritten Elise des „BVB“, erstmalig, aber umso unrettbarer verliebt. Zu spät fällt es ihm ein, daß er das Büßschloß hätte aushorchen müssen; so weiß er von der noch nicht gesehenen Heißgeliebten nur, daß sie sich blonden Haares und des Namens Elise erfreute. Umso tragischer, als er nach einem Duzend unentwegter Fensterparaden die Scheiben gar-dinenlos auf sich herabstürzen sieht. Die Lustlust des Hausmeisters bestätigt: „Jawoll, Lehmanns sind ausgezogen. Wohin weiß ich nicht.“ Mile schüttelt auf, daß die Erfolge ausgerechnet Lehmann heißen muß. Das bedeutet an der Spree eher Gattungsbegriff als einen Eigennamen. Planlos durchjagt er die Straßen. Wie soll er die Ungekannte erkennen.

Die dritte Mannschaft ist außer sich über das unerklärliche Vergehen einer ihrer zuverlässigsten Stützen. Dabei soll am Sonntag das Entscheidungsspiel mit dem „BVB“ ausgetragen werden. Endlich gelang es einem, hinter Miles Geheimnis zu kommen. „Der Schmachtklappen ist vertriebt“, entrümpelt er sich, „und weiß nicht mal in wen, hat keine Ahnung wie sie aussieht!“ Noch in dieser Woche muß er luriert werden, tönt der allgemeine Urteilspruch. „Sonst verpaßt er uns das Entscheidungsspiel!“ Der Tor-mann müßt sich gelassen ein: „Det löst mit man machen. Also blond is se und Elise heißt se. Det jeni!“

Verzweifelt über keine beim Training bewiesene Unfähigkeit kehrt Escamillo vom Platz zurück. Ein Schlußspiel püßt sich an ihn heran und brüht ihm ein Briefchen in die Hand. Mile öffnet und liest.

„Geliebter Herr Fußballer! Endlich kann ich Ihnen einmal unmerklich schreiben. Wir müssen uns treffen, aber wo uns niemand sieht. Kommen Sie

am Samstag um Neunzehn Uhr in die Meischkestraße und stellen Sie sich als Erkennungszeichen drei rote Rollen an, wie ich es auch tun werde. Es lohnt sich, Ihre blonde Elise.“

In unsagbarem Glücksrausch verbringt Mile die Stunden. Mit dem Glanzschlag bezieht er seinen Koffer auf der Meischkestraße. Drei rote Rollen glücken an seinem Busen. Seine Augen bohren sich in jede weibliche Gestalt. Die verwünschte Romantik hat ihn beim Widel. Er malt sich das schämige Ertröden der entzündenden Angebeteten aus und wiederholt lautlos zum hundertsten Male die sorgfältig erfindene feurige Begrüßung.

Da biegt um die Ecke mit den Erkennungszeichen eine Maid. Entscheidungslust erkrankt Miles Herz. Bierdrüsig — plump im himmelblauen Weste-ner wuchtet eine mäßige Blondine älteren Jahrgangs heran. Kreischend entquillt ihrem Munde der Jubelschrei: „Mile!“ Graulich schlenkern den Gerufenen auf dem Abzug herum, dann fliegt er, von der armen-schwingenden Unholden im Galopp verfolgt, die end-lose Straße entlang, bis er ein barmherziges Auto erwischt, das ihn in verbotener Tourenzahl dem Verhängnis entführt.

Noch nie in einem Spiel gab es einen so drauf-gängischen linken Außenstürmer, wie den Escamillo Gelbe im sonntäglichen Entscheidungsspiel. Ihn hauptsächlich war der glorreiche Sieg 6:2 zu ver-danken, wenn auch eigentlich nur dem Grimm des in seiner ersten Liebe so bitter Enttäuschten.

Mile hat nie erfahren, daß der schlaue Tormann jenes weibliche Schredgepöhl für schweres Geld be-wogen hatte, die Rolle der geheimnisvollen Elise zu übernehmen, doch fortan war kein Fußballerberg vor jeder schwärmerischen Annahme geschützt.

Samstag, 29. August 1936
Nr. 203

